

P 20157 F

## Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

Herausgegeben vom Institut für deutsche Sprache

# **V**USTERBEISPIEL FÜR EUROPA

Belgiens Umgang mit seiner deutschsprachigen Minderheit

von Peter Thomas

Während im Osten Europas zentrifugale Kräfte die historischen Ereignisse der letzten Jahre bestimmen, setzen sich im Westen dank der europäischen Einswerdung umgekehrt wirksame Bestrebungen durch: Die Sowjetunion wurde zur Gemeinschaft unabhängiger Staaten umgestaltet: Jugoslawien zerfällt in seine Bestandteile, gleichzeitig wachsen die westeuropäischen Länder. wenngleich stockend und zögernd, zur europäischen Union zusammen. Aber dies geschieht nicht, ohne daß die Regionen stets lauter und vernehmlicher auf ihre Eigenständigkeit pochen. Das 1830 als Zentralstaat gegründete Belgien hat bereits vor mehr als zwanzig Jahren den Weg in den Föderalismus angetreten. So wie Flamen und Frankophone ihre Kulturautonomie erkämpften, wie Flandern, Brüssel und Wallonien zu Bundesländern im Föderalstaat Belgien wurden, räumte man auch den 68 000 deutschsprachigen Belgiern in den östlichen Kantonen Eupen und Sankt Vith eine weitreichende Autonomie ein. Belgien zeigt damit - mustergültig für Europa -, wie man mit Minderheiten umgehen sollte.

## Eupen und Malmedy

Die deutschsprachigen Belgier leben in einem 850 km² großen Gebietsstreifen zwischen dem Dreiländereck Belgien-Niederlande-Deutschland im Norden und dem Dreiländereck Belgien-Luxemburg-Deutschland im Süden. Es handelt sich im wesentlichen um die ehemals deutschen Kreise Eupen und

Malmedy, wenngleich Malmedy als immer schon wallonische Stadt heute zum französischsprachigen Landesteil zählt.

Das Eupener und Sankt Vither Land mit seinen neun Gemeinden liegt im Schnittpunkt der germanischen und der romanischen Kultur, einer Grenze, die Europa jahrhundertelang schmerzlich trennte. Seit dem Zerfall des Karolingerreiches befand sich das Gebiet in einer Randlage. Kein Wunder, daß Grenzstreitigkeiten hier an der Tagesordnung waren. Bereits im 12. Jahrhundert, als Eupen zu Limburg, Sankt Vith hingegen zu Luxemburg gehörte, stritten die Herren von Limburg mit der Reichsstadt Aachen um den Galmeiberg in Kelmis.

Bei der Neuordnung Europas durch den Wiener Kongreß (1815) zog Fürst Metternich, dessen Familie zeitweilig auf Burg Reinhardstein am Fuß des Hohen Venns residiert hatte, eine willkürliche Grenze durch das Gebiet. Nach der Niederwerfung Napoleons kamen Eupen-Malmedy-Sankt Vith zur preußischen Rheinprovinz. Und da Niederländer und Deutsche sich über den Kelmiser Galmeiberg nicht einig wurden, erklärte man das umstrittene Territorium pragmatisch zu Neutral-Moresnet – zur Freude der Einwohner, die mehr als hundert Jahre lang die Zollfreiheit genossen.

Auch belgischen Spitzenpolitikern erscheint die Grenzziehung von 1920 heute als ebenso willkürlich wie jene Metternichs im Jahre 1815. Nach dem Ersten Weltkrieg erhob Belgien Anspruch auf das deutsche Grenzgebiet. In erster Linie waren es strategische und wirtschaftliche Erwägungen, in denen die belgischen Forderungen begründet waren, die im übrigen für Mal-

S.	1
S.	3
S.	4
S.	4
S.	5
S.	6
S.	7
S.	10
S	13
S.	13
S.	15
	S. S. S. S. S. S. S. S.

medy mit sprachlichen Überlegungen und für Eupen und Sankt Vith mit historischen gestützt wurden. Die belgischen Wünsche wurden im Versailler Vertrag teilweise erfüllt. Die deutschen Kreise Eupen und Malmedy - und mit ihnen Neutral-Moresnet - kamen zu Belgien und wurden bis 1925 dem Militärgouverneur Baltia unterstellt. Sie kamen in ein Land, das seit seinem Bestehen eine starke deutsche Minderheit in den Provinzen Lüttich und Luxemburg besaß, die aber inzwischen weitgehend assimiliert worden war. An der neuen Lage änderte auch die unter belgischer Verwaltung durchgeführte Volksbefragung nichts, bei der man seinen Protest gegen die Angliederung an Belgien namentlich in offene Register eintragen konnte - oft mit unliebsamen Folgen, Nur etwa 260 Eintragungen wurden gezählt, was den deutschgesinnten Teil der Bevölkerung zu der Forderung nach einer geheimen Volksabstimmung bewegte. Überhaupt blieb die Zeit nach der endgültigen Eingliederung in Belgien (1925) bis zum Zweiten Weltkrieg von starken Gegensätzen zwischen ienen gekennzeichnet, die dem alten, dem deutschen Vaterland nachtrauerten. und jenen, die sich im neuen, dem belgischen Vaterland häuslich eingerichtet hatten. Den Pro-Belgiern wurde das Leben nicht dadurch leichter gemacht. daß sich die Regierungen in Brüssel und Berlin 1926 über die Rückgabe Eupen-Malmedys ans Reich einig wurden. Der Handel, der gegen die Gewährung eines deutschen Kredits an Belgien zustandekommen sollte, scheiterte schlußendlich an französischem Widerstand. Schließlich unterwanderten die 1933 im Deutschen Reich an die Macht gekommenen Nationalsozialisten die prodeutschen Vereinigungen in Ostbelgien, was manche sozialdemokratisch und konservativ-katholisch eingestellte Bürger den Blick von Deutschland als Wunschheimat wegwenden ließ.

Bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges waren die Deutschsprachigen im Osten Belgiens wieder einmal Objekt der Geschichte. Hitler dekretierte kurzerhand, daß Eupen-Malmedy-Sankt Vith, aber auch Welkenraedt und Montzen integraler Bestandteil des Reiches wurden. Meist gegen ihren Willen wurden rund 10000 Bürger aus dem Gebiet zu Arbeitsdienst und Wehrmacht herangezogen; 3000 fielen, meist an der Ostfront. Wer sich 1940 noch über die Rückkehr ins alte Vaterland gefreut haben mochte, war nun ernüchtert.

Nach dem Krieg waren die Leiden der Bevölkerung keineswegs zu Ende. Eine harte Repression, die für die historische Sonderlage des Gebiets wenig Verständnis aufbrachte, führte 2 zur Eröffnung von 16000 Ermittlungsverfahren wegen tatsächlicher oder angeblicher Kollaboration. Schließlich wurden 1500 Bürger verurteilt. Zahlreiche andere bekamen die wirtschaftlichen Folgen der Repression zu spüren. Es dauerte bis in die achtziger Jahre bis alle Probleme der Nachkriegszeit bereinigt wurden, insbesondere jene der Zwangssoldaten der Wehrmacht.



#### Mustergültige Autonomie

Inzwischen hatte allerdings die Entwicklung Belgiens zum Bundesstaat eingesetzt. So wurden nach 1970 zunächst Belgiens »Kulturgemeinschaften« autonom: Flamen und Frankophone erhielten in den Versammlungen der Parlamentarier der jeweiligen Volksgruppe eigene Kulturräte. Den deutschsprachigen Belgiern wurde 1973 die Einsetzung eines eigenen »Rates der deutschen Kulturgemeinschaft« zuerkannt (der später in »Rat der deutschsprachigen Gemeinschaft« umbenannt wurde). Zunächst waren dessen Befugnisse lediglich beratender Art. Als Belgien jedoch 1980 zum Bundesstaat umstrukturiert wurde und man die kleine Gemeinschaft der Deutschsprachigen dem wallonischen Bundesland einverleibte (das beispielsweise für die Wirtschaftsförderung zuständig ist), beschloß man, die Autonomie der deutschen Kulturgemeinschaft in kultureller Hinsicht weiter auszubauen. Dies geschah 1984 mit der Zuerkennung gesetzgebender Befugnisse (Dekretgewalt) an den Gemeinschaftsrat und der Einsetzung einer dreiköpfigen Gemeinschaftsregierung mit Sitz in Eupen. Sie wird von den 25 direkt von der Bevölkerung gewählten und ebenfalls in Eupen tagenden Ratsmitgliedern gewählt und führt deren Beschlüsse aus, die sich in der Verteilung von drei Milliarden Franken (150 Mio. DM) für Unterricht und Sport, Kulturförderung und Weiterbildung, Fremdenverkehr und Seniorenbetreuung oder auch für den öffentlich-rechtlichen deutschsprachigen Rundfunksender »BRF« niederschlagen.

Daraus geht bereits hervor, daß im Eupener und Sankt Vither Land - anders als etwa im Elsaß mit seiner auch anders gelagerten Geschichte -Deutsch Unterrichts- und Verwaltungssprache ist. Allerdings kommt man den ca. 10% französischsprachigen Mitbürgern durch Zweisprachigkeit in den Verwaltungen und durch die Einrichtung französischsprachiger Schulklassen entgegen. Flamen, die im deutschsprachigen Gebiet leben, passen sich in der Regel nach kurzer Zeit sprachlich an. Reibungspunkte gibt es kaum.

Seit Mitte der achtziger Jahre hat auch das Gerichtswesen nachgezogen. Vom Polizei- oder Friedensgericht für Bagatellfälle bis zum Geschworenengericht, das für Kapitalverbrechen zuständig ist, spielt sich die gesamte Gerichtsbarkeit in deutscher Sprache ab. Übrigens: Deutschsprachige Ausländer, die sich mit der belgischen Justiz auseinandersetzen müssen, können ihren Fall an ostbelgische Gerichte verweisen lassen.

Bei soviel Entgegenkommen haben es die Ostbelgier leicht verschmerzt. daß sie noch keine garantierte Vertretung im Nationalparlament besitzen. Tatsächlich gehören aber derzeit drei Deutschsprachige (der christlichsoziale Abgeordnete Albert Gehlen und die Senatoren Fred Evers von den Liberalen und Joseph Benker von den Grünen) dem Parlament in Brüssel an.

Diese erfreuliche Entwicklung hat die selbstquälerischen Zweifel der deutschsprachigen Belgier an ihrer Identität, die weitgehend die 20er und 30er Jahre beherrschten, längst in den Erinnerungsschatz verstaubter Geschichtsbücher verwiesen. In Ostbelgien fühlt man sich gleichermaßen der deutschen Muttersprache und dem Staate Belgien verbunden. Und wer wollte es den Ostbelgiern übelnehmen. daß sie manchmal Stolz empfinden ob des Modellcharakters ihrer Autonomie - etwa, als jüngst Boris Jelzin einen Beraterstab nach Eupen in Bewegung setzte, um sich für die Behandlung eigener Minderheiten inspirieren zu lassen.

Überhaupt zeigt man sich in Ostbelgien gerne offen. Nicht selten sprechen Politiker von einer Brückenfunktion, die man im »Land ohne Grenzen« im zusammenwachsenden Europa zwischen Belgien und Deutschland wahrnehmen wolle. Diesen Anspruch mit wirklichem Inhalt zu erfüllen, wird man sich noch anstrengen müssen.

Der Autor ist beim Informationsbüro Belgien (Europäisches Parlament) tätig.

## NEUE EIGENNAMEN AUS DER GUS

von Hans Zikmund

Die Entwicklung in der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten (GUS) und in den nicht zu ihr gehörenden anderen Staaten der ehemaligen Sowjetunion (Estland, Lettland, Litauen und Georgien usw.) führt dazu, daß auch Eigennamen für geographisch-topographische Objekte auf ihrem Territorium geändert werden, sei es, daß bislang übliche Namen aufgegeben und durch vormalige oder neue ersetzt, oder daß bislang kaum gebrauchte nichtrussische Originalformen an die Stelle der russischen Formen treten und letztere in den Hintergrund gedrängt werden.

Die Namen für solche geographischen Objekte sucht man vergebens in Band 1 des Geographie-Dudens (Geographisches Wörterbuch Europa, Mannheim 1966). Eine Auskunft über diese Namen bleiben einem weitestgehend auch die Ausgaben des Rechtschreibungs- und des Aussprache-Dudens schuldig, während die (nicht im Buchhandel) erschienene »Allgemeine Richtlinie für die Schreibweise geographischer Namen der Sowietunion« (Berlin 1980-1983) über die wichtigeren Namen des ehemals größten Staates Europas und Asiens nach dem Stand vor einem Jahrzehnt informiert, inzwischen also einer gründlichen Überarbeitung und Erweiterung bedarf.

#### Die Namen der einzelnen Staaten

Der größte Staat der neuen Staatengemeinschaft heißt jetzt im Deutschen Russische Föderation, kurz: Rußland (nicht mehr: RSFSR). Für die beiden anderen ostslawischen Republiken bleiben ihre im Deutschen üblichen Kurzformen Ukraine [ukra-ine] und Belorußland [bjälorußland] bzw. (älter) Weißrußland; offiziell und aus dem Weißrussischen unmittelbar übernommen müßte letzteres Republik Belarußj heißen.

Die drei inzwischen wieder völlig selbständigen baltischen Republiken behalten im Deutschen ihre alten Namen Estland, Lettland und Litauen. Der im Russischen bislang als Moldawien (Moldawija) bezeichnete Staat hat seinen historischen Namen Moldova [moldova] wiederhergestellt. Die im Deutschen als Georgien und Armenien bekannten Staaten heißen im Georgischen bzw. Armenischen ganz anders

(Sskarthwelos und Haikakan), der Staat Tadshikistan müßte im Deutschen Todshikiston [todshikiston] heißen, wenn man der deutschen Bezeichnung nicht mehr die russische Form zugrundelegt. Entsprechend müßten die fünf turksprachigen Staaten Asärbajdshan, Qasaqstan, Kyrgys'stan sowie Türkmenistan und Ösbekiston lauten.

Wie die einstigen ASSR (Autonomen Sozialistischen Sowietrepubliken) heute heißen, steht (offenbar wegen ihres noch nicht geklärten Status) jetzt nicht fest, man muß aber z.B. schon mit solchen neuen Formen wie Baschgortostan (für bisheriges Baschkirien), Republik Marij El (für die bisherige Republik der Mari), Tatarstan (für bisheriges Tatarien), Republik Tschawaschjenj (für bisheriges Tschuwaschien) rechnen. An die Stelle der russischen Form Nachitschewanj tritt jetzt die asärbajdshanische Form Nachtschywan (beide endbetont). Für die übrigen ehemaligen ASSR verwendet man jetzt am besten ihre schon früher verwendeten Kurzformen auf -ien: Burjatien, Jakutien, Kabardinisch-Balkarien (nicht: Kabardino-Balkarien!), Kalmykien, Karelien, Mordwinien, Nordossetien, Tstschenisch-Inguschetien (nicht: Tschetscheno-Inguschetien!), Tuwinien und Udmurtien (wobei diejenigen auf -tien mit [ts] ausgesprochen werden). Ihren Zusatz ASSR haben auch die Republik Dagestan und die Komi-Republik abgeworfen.

Die deutschen Formen der Namen der vier außerhalb Rußlands gelegenen ehemaligen ASSR folgen dem Muster der anderen auf -ien: Abchasien, Adsharien, Karakalpakien (eigentlich: Qaraqalpaqstan) und Südossetien. Die ehemaligen autonomen Gebiete Nagorny Karabach und Gorny Badachschan sind im Deutschen besser durch Karabach-Bergland (nicht: Berg-Karabach!) und Badachschon-Bergland (nicht: Gorno-Badachschan!) wiedergegeben. Welche Veränderungen sich in bezug auf die Namen der ehemaligen zehn autonomen Bezirke innerhalb Rußlands ergeben, ist bislang noch nicht bekannt.

## Siedlungsumbenennungen

Von den Siedlungen sind schon jetzt zahlreiche umbenannt, wenn ihnen folgende Personennamen (meist Familiennamen) zugrunde lagen: *Andropow*, Artjom, Babuschkin, Bauman, Breshnew, Budjonny, Dsershinski, Frunse, Furmanow, Gegetschkori, Gorjki, Gussew, Iljitsch, Kalinin, Kingissepp, Kirow, Kotowski, Kuibyschew, Lenin, Majakowski, Macharadse, Nogin [nagin], Ordshonikidse, Panfilow, Sagorsk(i), Schaumjan, Shdanow, Sswerdlow, Stučka, Tschapajew, Tschernenko, Ul'janow, Urizki, Ustinow, Woroschilow, Zjurupa, Zulukidse (Inländer) und Engels, Gheorghiu Dej, Gottwald, Marx, Thälmann, Togliatti. Thorez (Ausländer). Hinzu kommen Namen wie Bolischewik, Gwardija, KIM oder Komintern, Kommunistitscheski, Komßomol, Oktjabrjski, Perwomaisk(i), Prawda, Proletarij, Showtenj (ukrainisch für Oktober[revolution]), Sowjetski, Tscherwonoarmejsk, Woshdj Proletariata (ebenso Ableitungen von ihnen). Diese heute nicht mehr tragbaren Familien- und ehemaligen Ehrennamen werden nach und nach durch andere ersetzt.

Die russischen Originalnamen, die bisher im Deutschen noch nicht adäquat wiedergegeben werden, sollten nach der jetzt vorgeschlagenen »optimalen« russisch-deutschen Transkription geschrieben werden (s. »Zeitschrift für Slawistik«, 1990, S. 424–438, und »Sprachpflege und Sprachkultur«, 1991, S. 44–46). Außerdem sollten alle Namenformen, die voraussehbare Ausspracheschwierigkeiten enthalten, eine in eckige Klammern gesetzte zusätzliche deutsche Aussprachebezeichnung erhalten (wie unsere Beispiele unten zeigen).

Für die aus den anderen Sprachen der ehemaligen Sowjetunion im Deutschen wiederzugebenen Eigennamen müssen andere Transkriptionsrichtlinien als die russisch-deutschen verwendet werden. Diese gibt es teilweise noch gar nicht (sie fehlen verständlicherweise sowohl in der von Max Mangold 1964 in Mannheim herausgegebenen "Aussprachelehre der bekannteren Fremdsprachen" als auch in der 3., völlig neu bearbeiteten und erweiterten Auflage des "Aussprachewörterbuchs" in Gestalt von Band 6 der zehnbändigen Duden-Ausgabe von 1990).

So müßten beispielsweise die folgenden im Deutschen bisher aufgrund ihrer **russischen** Schrift- und Lautform wiedergegebenen Städtenamen durch ihre ins Deutsche **unmittelbar** transkribierte Schriftform ersetzt und durch die ihnen entsprechende deutsche Aussprachebezeichnung ergänzt werden: Alma-Ata [alma-ata] – Almaty [almaty], Aschchabad [aschchabat] – Aschghabat [aschghabat], Baku [baku] – Baky [baky], Dnepropetrowsk [dnJiprapitrofsk] – Dnipropetrows'k [dnJipropetrofsJk], Kischinjow

[kischinjoff] - Chişinău [kischinä-u]. Mogiliow [magilJoff] - Magiliou [magilJo-u], Nikolajew [nJikalajiff] -Mykolajiw [mekolajiff], Nowolukoml' [nowalukoml] - Nawalukoml' [nawalukoml], Rasdan [rasdan] -Hrasdan [hrasdan], Shitomir [shytomir] - Shytomyr [shetomer], Taschkent [taschkent] - Toschkent [toschkent]. Winniza [winJuza] - Winnyzja [winnezJa], Witebsk [witJibsk] -Wicebsk [witsJäpsk]. An die auf diese Weise nicht mehr »russifizierten« nichtrussischen Eigennamen aus der ehemaligen Sowjetunion werden wir uns im Laufe der Zeit gewöhnen müs-

Auch für Objekte, die auf Territorien mit nichtrussischer Bevölkerung innerhalb Rußlands liegen, wären die betreffenden Originalformen zumindest parallel zu ihren russischen Entsprechungen in die anderen Sprachen zu transkribieren, wobei durch Zusätze in runden Klammern klargestellt werden sollte, aus welcher Sprache die betreffenden Transkripte stammen.

## Bedürfnisse interkultureller Kommunikation

Die Realisierung dieser Vorschläge erfordert natürlich die Erfassung der einschlägigen Daten, ihre fachgerechte Aufbereitung und eine Veröffentlichung der Ergebnisse (in Gestalt eines Nachschlagewerkes) aufgrund einer jederzeit aktualisierbaren und ergänzbaren maschinenlesbaren Datei.

Erst auf diese Weise könnte man den wachsenden Bedürfnissen inter-kultureller Kommunikation gerecht werden und – zumindest in bezug auf geographische Namen – die Erfassung der Namen des noch nicht berücksichtigten Teils Europas und eines großen Teils Asiens vorantreiben, die nach der Veröffentlichung des ersten Bandes des Geographie-Dudens (Europa ohne Sowjetunion) und seiner Fortsetzung in Gestalt des »Wörterbuchs geographischer Namen Amerikas«1 ansteht.

Die Integration der in der ehemaligen DDR geleisteten Vorarbeiten für eine solches Projekt in die Forschungsbemühungen ganz Deutschlands böte dazu eine gute Voraussetzung.

## Anmerkung

1 Nachrichten aus dem Karten- und Vermessungswesen. Sonderheft. Hrsg. vom Institut für Angewandte Geodäsie, Abt. II des Deutschen Geodätischen Forschungsinstituts. Frankfurt a. M. 1990.

Der Autor war wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentralinstitut für Sprachwissenschaft der ehem. Akademie der Wissenschaften in Berlin (Ost).

# Deutsch als eine Verkehrssprache in Europa

Das Institut für deutsche Sprache hatte für seine Jahrestagung 1992 mit dem Thema »Deutsch als Verkehrssprache in Europa« (24.-26. März 1992) ursprünglich den Blick vor allem auf die im nächsten Jahr anstehende politische und wirtschaftliche Einigung der Europäischen Gemeinschaft richten wollen. Die rasanten Veränderungen in Osteuropa aber legten eine Erweiterung nahe, so daß auf dem Treffen von rund 450 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus 26 Ländern auch die allgemeinere Frage diskutiert wurde, wie künftig mit den vielen Sprachen in einem noch größeren. Ost und West umfassenden Europa umgegangen werden kann. Zu Wort kamen in insgesamt 17 Einzelvorträgen und einer Podiumsdiskussion Sprachwissenschaftler aus dem In- und Ausland. Politiker, Sprachpraktiker (Übersetzer) und Funktionsträger von Kulturverbänden wie dem Auswärtigen Amt, dem Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD), dem Goethe-Institut.

Im Zentrum des Vortragskanons standen Berichte über die gegenwärtige Sprachensituation in Europa und den Sprachenalltag in den Institutionen der Europäischen Gemeinschaft. Während in Westeuropa das Englische als internationale Verkehrssprache unangefochten an der Spitze steht, scheinen in Osteuropa die Entscheidungen noch nicht endgültig gefallen zu sein. Daß gerade die Ungarn und Russen historisch weit zurückreichende Kontakte mit Deutschen und der deutschen Sprache besitzen, daß in ihren Ländern, wie auch in Polen und der CSFR, das Deutsche sich zunehmender Beliebtheit erfreut, betonten Csaba Földes (Szeged) und Anatolii Domaschnew (St. Petersburg). Sie plädierten zugleich eindringlich dafür, die Förderung des Deutschen in Ost(mittel)europa auszubauen, damit es dort zukünftig die Rolle einer überregionalen Lingua franca übernehmen kann.

Mit der Vereinigung Deutschlands ist die Nachfrage nach Deutschunterricht aber auch in westeuropäischen Staaten gestiegen. Zwar ist zu erwarten, daß innerhalb der EG das Englische und Französische ihre gegenwärtige Rolle als dominierende Arbeitssprachen behaupten, doch Deutsch könnte und sollte, wie die meisten Redner hervorhoben, im Rang einer dritten Arbeitssprache etabliert werden. Nicht zuletzt würde damit auch der politischen und wirtschaftlichen Bedeutung Deutschlands Rechnung getragen.

Trotz des bereits bestehenden und verstärkt zu erwartenden »Kommunikationsstresses« in den EG-Institutionen (Marcell von Donat, Brüssel) lie-Ben die verschiedenen Vortragenden keinen Zweifel an der Überzeugung. daß das zukünftige Europa mehrsprachia bleiben muß. Innerhalb der politischen Gremien ist die Mehrsprachigkeit nach Ansicht von Politikern und Übersetzern zu bewältigen. Die dreisprachigen Staatsorgane der Schweiz wären ein konkretes Vorbild. In einem Europa der offenen Grenzen und der freien Arbeitsplatzwahl werden jedoch auch die einzelnen Bürger sich in mehreren Sprachen verständigen müssen. Hierfür könnte das Modell des »polyglotten Dialogs« (Roland Posner, Berlin) nützlich sein, nach dem jeder in seiner Sprache spricht und zugleich iede andere versteht. Ein praktischer Vorschlag lautete, Englisch als Verkehrssprache zwischen den Europäern anzuerkennen und zugleich alles daran zu setzen, noch weitere Fremdsprachen zu vermitteln (Theodor Berchem, Bonn). Mit dem Englischunterricht müßte dann allerdings bereits im Alter von sechs Jahren begonnen werden. damit es möglichst früh »abgehakt« werden kann und Raum für andere Sprachen geschaffen wird.

Die Tagung hatte vor allem informativen Charakter. Sie bot zugleich mit ihrer Mischung von Berichten aus der Sprachpraxis, wissenschaftlichen Analysen und politischen Beurteilungen eine Vielfalt von Aspekten, unter denen die Sprachenfrage in Europa zu sehen ist. Als Fazit des Tagungsthemas mag eine im Verlauf der Podiumsdiskussion gefallene Bemerkung genommen werden: Im zukünftigen Europa kann es nicht schaden, Fremdsprachen zu lernen; Englisch und Deutsch werden gewiß dazugehören.

Jürgen Schiewe, Freiburg i. Brsg.

## Impressum

Herausgeber: Institut für deutsche Sprache, Postfach 101621, 6800 Mannheim. Redaktion: Bernd Ulrich Biere (Leitung), Dieter Herberg, Bruno Strecker, Eva Teubert

Druck: Druckhaus Beltz, Hemsbach/Bergstraße – ISSN 0178-664 X Auflage: 2500

Erscheinungsweise: vierteljährlich Jahresabonnement: DM 16,-; Einzelheft: DM 5,-. Bezugsadresse: Institut für deutsche Sprache, R5,6-13, Postfach 101621, 6800 Mannheim 1 Tel. 0621/1581-0

# EIN ENGLISCHER BLICK AUF DAS DEUTSCHE

von Elisabeth Fraser

Wenn man, mitten in Deutschland stehend, nach Westen geht, gehen die deutschen Dialekte in die niederländischen über. Es liegt nahe anzunehmen, daß sich nordwärts die deutsche Sprache ebenfalls allmählich ins Dänische wandelt. Dies geschieht aber nicht. Vermutlich entstand diese eigenartige Lücke in den norddeutschen Dialekten zu einer Zeit, als die Angelsachsen nach den Britischen Inseln übersetzten. Dieser angelsächsische Dialekt, das fehlende norddeutsche Sprachglied, ist in seiner neuen Inselheimat schließlich zu Englisch geworden

Gerade weil Englisch in seinem Ursprung ein norddeutscher Dialekt gewesen sein könnte, läßt Deutsch bei Englischsprechenden noch heute ein heimisches Gefühl aufkommen. Trotzdem besitzt das moderne Deutsch auch Eigenschaften, die in englischen Ohren fremd klingen. Deutsch zu lernen ist deshalb für einen Englischsprechenden etwa so, wie wenn man einen langvermißten Verwandten kennenlernt: fasziniert bemerkt man sowohl Familienähnlichkeiten als auch Unterschiede.

Englisch soll die meisten seiner Fallendungen verloren haben, als die Angelsachsen versuchten, mit den Dänen zu reden, die nach ihnen in Britannien Fuß gefaßt hatten. Die Wortstämme dieser benachbarten Sprachen waren dieselben, aber ihre Endungen divergierten genug, um alle zu verwirren. Schließlich erwies es sich als leichter, die Quelle der Wirrnis fast zur Gänze wegzulassen.

## Stolperstein »Fallendungen«

Im Deutschen sind dagegen die Fallendungen noch heute teilweise erhalten, was dem Fremden ständig Schwierigkeiten bereitet. Er muß nämlich immer versuchen, auf deutsch zwei Dinge gleichzeitig zu tun: sich um den Sinn zu kümmern und die richtigen Endungen anzufügen. Wer entspannt und ausgeruht ist, kann sich wacker mit den Fällen herumschlagen; dann hat man beim Einsatz aller Kräfte zumindest die Aussicht auf einen Teilerfolg. Wer aber angespannt oder müde ist, dem fordert solch ein Kunststück einfach zu viel ab. Das heißt, um Mitternacht gebe ich völlig auf und lasse die Endungen ganz weg. Zu diesem Zeitpunkt gelingen mir bloß noch

grammatische Schüsse ins Blaue und ich könnte mich ebensogut auf die bloßen Wortstämme beschränken. Dann schlüpfe ich in das Gewand der angelsächsischen Urahnen, als sie die Sprache vereinfachten, um mit den Dänen zu reden.

## Stolperstein »Verbendstellung«

Eine weitere Schwierigkeit für den Englischsprechenden betrifft eine Eigenschaft der deutschen Sprache, die ihr ursprünglich gar nicht angehörte: nämlich im Nebensatz das Verb an das Ende zu rücken. Diese Endstellung ist etwas Besonderes und war ursprünglich das Steckenpferd von einigen wenigen, deren Augen starr auf die lateinische Grammatik gerichtet waren. Die Sprachen, die tatsächlich vom Latein abstammen, haben sie längst fallengelassen. Die Deutschen sind jedoch zu der Überzeugung gekommen, in Nebensätzen finite Verben an den Schluß zu rücken, sei »korrekt«, und pflichtgemäß beschäftigten sie sich damit, ihre sprachlichen Hausaufgaben fleißig zu vollenden.

Die Humanisten, die das alles der deutschen Sprache zugemutet haben, wollten die Endstellung auch in Hauptsätzen einführen, um überall lateinische Korrektheit zu dokumentieren. Hier jedoch hat sich die Volkssprache durchgesetzt. Gottseidank...

Manchmal glaube ich, ich hätte einen deutschen Satz verstanden – bis ich vor dem Punkt über einen Haufen Verben stolpere. Erst dann merke ich, daß ich ganz und gar aus dem Auge verloren habe, wie die Verben hineinpassen, was ihre Subjekte und ihre Objekte überhaupt sein sollen.

Diese Endstellung bedeutet aber mehr als nur einen Stolperstein für Ausländer. Andererseits leuchtet ein: dem Ende eines Satzes, im Deutschen oft von einem Verb besetzt, gebührt ein psychologisch wichtiger Platz, es ist der rhetorische Höhepunkt. Dies verstand schon Johannes Nepomuk Thayn, der über Regensburg schrieb: »... in einer solchen Stadt zu leben, heißt geborgen sein im Schoß der Zeit«. Heute würde ein engstirniges Schulmeisterlein diesen Satz zweifelsohne als »ungrammatisch« tadeln: es ließe ihn nicht mit »Schoß der Zeit«, sondern undramatisch mit »sein« enden. Aber sogar für die alten Römer

wich die Endstellung dem gesunden Menschenverstand, und auf guten Rhythmus bedachte Deutsche tun es ihnen nach.

Bei Hauptsätzen, in denen die urgermanische Stellung der Verben noch vorhanden ist, gibt es etwas anderes. was Englischsprechende besonders interessieren muß: die »Zweitstellung«. Dadurch wird ein »Vorfeld« geschaffen, in dem sich ein weiteres Wort oder auch eine Wortgruppe ausgliedern kann. Zum Beispiel ist es möglich, Den Knaben biß der Hund zu sagen. Im Englischen muß dagegen das Subjekt in der Regel vor dem Verb stehen. Da gibt es fast keine andere Wahl. Englisch hat die Fälle verloren und sich deshalb auf eine starre Wortstellung zurückgezogen. Wie könnte es denn sonst überhaupt zwischen The dog bit the boy und The boy bit the dog unterscheiden?

## Wortstellungsfreiheit

Am Anfang war ich von dieser deutschen Wortstellungsfreiheit überrascht. Denn dank dem Vorfeld läßt sich nicht nur eine nahtlosere Prosa weben. Man kann auch das Vorfeld benutzen, um mit Takt, Wortklang und Betonung zu spielen. Sobald ich mir dessen bewußt wurde, bemerkte ich auch die starre Wortstellung im Englischen. Sie begrenzt die Möglichkeiten, Takt und Wortklang in Übereinstimmung zu bringen; und um Betonung überhaupt im Schriftbild zu vermitteln, muß meine Muttersprache verzweifelt nach der Kursivschrift greifen. Seitdem ich Deutsch näher kennengelernt habe, habe ich mich von meinem eigenen Idiom ein bißchen unter Zwang gesetzt gefühlt.

## Redewendungen und Reime

Wer dann von der Grammatik zum Wortschatz hinüberwechselt, erkennt weitere Unterschiede. Nehmen wir die kleinen Redewendungen, die manchmal mit Endreim, manchmal mit Stabreim verbunden sind. Zwar bietet auch Englisch Beispiele für beide Arten: high and dry (gestrandet), by hook and by crook (auf Biegen und Brechen) auf der einen Seite und tempest in a teacup (Sturm im Wasserglas), cool as a cucumber (kalt wie ein Frosch), like it or lump it (nimm's oder laß es bleiben) auf der anderen. Im Vergleich mit

Deutsch hat aber Englisch relativ wenige von diesen Redewendungen, besonders solche mit Endreim. Außerdem klingen die englischen Endreime entweder veraltet oder gar kindisch. Im Deutschen gehören sie jedoch zu einer lebendigen Tradition, die sogar modische Fremdwörter einbeziehen kann: Auf die Dauer hilft nur Power!

Für mich jedoch liegt der Höhepunkt der deutschen Sprache nicht in ihrer Grammatik, auch nicht in ihren Redewendungen. Der tatsächliche Grund. warum es so viel Freude bereitet, diese Sprache zu lernen, liegt in den unvergleichbaren deutschen Wörtern. Im Englischen muß man fast ein in der Klassik bewanderter Sprachwissenschaftler sein, um völlig zu verstehen, was man in der Muttersprache sagt. Nicht so im Deutschen. Zwar gibt es da auch einen internationalen Wortschatz mit altgriechischen oder lateinischen Wortstämmen; daneben finden sich jedoch Gegenstücke zuhauf »auf gut Deutsch«.

Einige eingedeutschte Wörter sind Übersetzungen, andere phantasievolle Schöpfungen, aber beide vermögen zu fesseln. Erst seitdem ich auf diese deutschen Gebilde stieß, ging mir der Sinn für eine Reihe griechisch-römischer Lehnübersetzungen in meiner Muttersprache auf. Zum Beispiel bedeutete Komet für mich überhaupt nichts, bis ich das deutsche Haarstern traf - ein Wort, das fast auf eine durch den Himmel treibende Seejungfrau anspielt. Man vergleiche auch auf der griechisch-römischen Seite Kosmos und Universum und auf der anderen das anziehend einfache deutsche Gegenstück - das All.

## »Wortverschmelzungen«

Für mich ist aber die interessanteste Eigenschaft das Vermögen, Wörter zusammenzufügen, ja richtig zu »verschmelzen«: Wörter wie katzenfreundlich oder Kadavergehorsam. Im Englischen ließen sich diese Begriffe nur

durch einen schwerfälligen Vergleich ausdrücken: so freundlich wie eine Katze oder ebenso gehorsam wie ein Kadaver. Zwar erscheinen für einen Deutschen solche Wortgemälde weder so neu noch so aufregend wie für mich, der das alles erst im Erwachsenenalter entdecken durfte. Aber auch wenn man diesen Fremdheitsfaktor in Betracht zieht, bleibt die Tatsache, daß deutsche Wörter wirklich anheimelnd bildhaft sind, bildhafter als ich es mir auf englisch träumen lassen könnte.

Manche dieser Wörter verdienen es sogar, in einen eigenen kleinen goldenen Rahmen gesteckt und an die Wand gehängt zu werden. Zu ihnen zählen: schlafmützenhaft, Amtsschimmel, Schmollwinkel, Prinzipienreiter, Pappelgeplapper, Flittergelehrsamkeit, pfeifegal, pudelwohl, katzbuckeln, hinauskomplimentieren, ausgequakt, Schneckenhausmentalität und trojanischer Wortesel.

Die Autorin lebt in Regensburg.

## Leserbrief

# Deutsch in Rumänien oder ein Loblied auf die rumänische Minderheitenpolitik?

Csaba Földes' Kritik am Beitrag von Rodica-Christina Turcanu im SPRACH-REPORT 2-3/92, S. 33f.:

Mit erwartungsvollem Interesse stößt man als Leser im Heft 2-3/92 des SPRACHREPORTS auf einen Beitrag von Rodica-Christina Turcanu mit der hochaktuellen Überschrift »Deutsch in Rumänien« und verspricht sich - wie es im Titel angekündigt wird -, eine Übersicht zur gegenwärtigen Stellung der deutschen Sprache in diesem Land zu bekommen. Beim näheren Zusehen wird man dagegen gleich im ersten Satz mächtig überrascht, wo es heißt: »Deutsch ist die Muttersprache einer der vielen, gleichzeitig der ältesten Minderheit in Rumänien.« Aus Geschichtsbüchern ist allgemein bekannt, daß sich die ersten deutschen Siedler vor mehr als 800 Jahren im »Land jenseits der Wälder« (terra ultrasilvana, d.h. Siebenbürgen), dem Ruf des ungarischen Königs Géza II (1141-1162) folgend, in Ungarn (!) niederließen. So muß es wohl im heutigen Rumänien auch eine ältere Minderheit geben... Anachronistisch erscheint auch einer der darauffolgenden Sätze, wo die Verfasserin bereits in bezug auf das 16. (!) Jahrhundert von der »rumäniendeutschen« Literatur schreibt, ob-

wohl die Siebenbürger Sachsen und die Banater- wie auch Sathmarschwaben erst nach dem Ersten Weltkrieg »rumänisch« geworden sind. In diesem Zusammenhang muß auch verdeutlicht werden, daß der Anschluß Siebenbürgens an Rumänien nicht so einfach im Jahre 1918 »durch die positive Abstimmung der Deutschen in Rumänien möglich wurde«. Die rumänische Nationalversammlung (Nicht-Rumänen waren nicht eingeladen!) hat zwar in Karlsburg/Alba lula am 1. Dezember 1918 die Vereinigung aller Rumänen erklärt, die sog. Mediascher Anschlußerklärung der Sachsen erfolgte allerdings erst am 8. Januar 1919, und der Friedensvertrag von Trianon hat im Jahre 1920 die Einverleibung Siebenbürgens auf Rechtskraft erhoben. Die Formulierung Turcanus ist ohnehin nicht frei von Widersprüchen, wenn sie sagt, daß der Zusammenschluß dank der Unterstützung der »Deutschen in Rumänien« zustande kam. Auf wessen Territorium können wohl also damals ihrer Meinung nach die Deutschen gewesen sein? In Rumänien? Wie haben sie dann über einen Landstrich entschieden, wo sie gar nicht lebten? Oder in Ungarn? Warum tituliert sie die Verfasserin dann »Deutsche in Rumänien«? Die Gesinnung der Autorin dem Nachbarland gegenüber kommt auch in Passagen zur Geltung wie »viele der ehemaligen durch die ungarische Sprachenpolitik (1867-1918) »zwangsmagyarisierten« Schwaben . . . bekennen sich heute wieder zur deutschen Nationalität«. Warum erst »heute«? Sie leben doch schließlich seit mehr als sechzig Jahren in der von

Turcanu angepriesenen Hochburg der großzügigen Nationalitätenpolitik.

Zu fragen ist ferner, ob Turcanus Aussage: »Nur noch rund 200.000 ›Rumänen sollen zur Zeit der ›deutschen Minderheit angehören terminologisch auch von der dortigen deutschen Volksgruppe so ausgedrückt würde. Aber auch inhaltlich stimmt diese Feststellung nicht. Zur Zeit der Einreichung von Turcanus Manuskript hat man die Zahl der Deutschen in Rumänien auf etwa 50.000 geschätzt.

Der allergrößte Mangel des Berichts ist allerdings der, daß er keine einzige konkrete Information über das sicher viele Leser interessierende, im Titel deklarierte Hauptanliegen enthält. Stattdessen wird versucht, dem Leser glaubhaft zu machen, daß »Rumänien dasjenige Land in Osteuropa [ist], in dem keine Ausweisungen von Deutschen stattgefunden haben. Es wurde keine Zwangsromanisierung durchgeführt. Zeitungen, Zeitschriften und Bücher erschienen und erscheinen. Es ist das Land, in dem Deutsche aus der Bukowina in schweren Zeiten eine Heimat fanden, wo jahrhundertelang (also doch auch während der ungarischen Ära?! – C. F.) die Möglichkeit bestand, deutsche Mundarten zu bewahren, Hochdeutsch zu erlernen und zu sprechen, Sitten, Bräuche und Trachten zu pflegen, in einer eigenen Kirche zu beten« usw. usf.

## »Deutsche Rechtschreibung« Vorschläge zu ihrer Neuregelung 1992

Die Überschriften des ersten sowie des bislang vorletzten Artikels im SPRACHREPORT über die Bemühungen um die Neuregelung der deutschen Orthographie, und zwar in der »Null«- oder Startnummer 0/85 bzw. in Heft 1/92, dokumentieren, daß die 1985 gestellte Frage ihre Antwort – noch – nicht gefunden hat. Doch deuten allein schon die Ordinalzahlen in der Überschrift 1/92 auf der durch 85 und 92 abgesteckten Zeitstrecke Zwischenstationen an und auch Kontinuität und den Fortgang des Bemühens.

EINE NEUE
RECHTSCHREIBUNG?

(Sprachreport 0/85)

M VORFELD DER 3. AMTLICHEN »WIENER GESPRÄCHE« 1993

9. Wissenschaftliche Arbeitstagung zur Reform der deutschen Rechtschreibung

(Sprachreport 1/92)

Beteiligt an dem Reformbemühen sind heute die folgenden vier Arbeitsgruppen:

- Forschungsgruppe Orthographie der Universität Rostock und des Zentralinstituts für Sprachwissenschaft, Berlin;
- Kommission für Rechtschreibfragen des Instituts für deutsche Sprache (IDS), Mannheim:
- Wissenschaftliche Arbeitsgruppe des Koordinationskomitees für Orthographie beim Bundesministerium für Unterricht und Kunst, Wien;
- Arbeitsgruppe Rechtschreibreform der Schweizerischen Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren, Bern/Zürich.

Ein Rückblick auf die internationale wissenschaftliche Zusammenarbeit führt in die Jahre 1978 und 1979. Jedem der zahlreichen Geund Versuche, die amtlich zuständigen Stellen zu einer Initiative in Sachen Rechtschreibreform zu bewegen, war bis dahin amtlicherseits mit zwei Stereotypen begegnet worden: Zwar wurde die Wichtigkeit eines solchen Vorhabens betont. Doch gleichzeitig wurden die Vorstellig-Gewordenen beschieden, die Wissenschaftler wüßten selber wohl doch nicht so recht, wie eine solche Reform eigentlich aussehen sollte; so lägen für die Groß- und Kleinschreibung verschiedene miteinander konkurrierende Vorschläge vor, ohne daß erkennbar sei, welcher denn nun den Vorzug verdiene und welcher nicht.

Der lange Weg – als Ausweg aus dieser Pattsituation – begann, und zwar mit der systematischen Ausarbeitung von Neuregelungsvorschlägen zu allen Teilbereichen, und führte von 1980 an über insgesamt neun internationale Arbeitstagungen »Probleme der deutschen Rechtschreibung und ihre(r) Neuregelung« hin zu einem zentralen Ziel, nämlich zu der Fertigstellung des kompletten Regelteils.

Über einzelne Stationen dieses Weges sind im SPRACHREPORT seit 1985 kontinuierlich Berichte erschienen: In den Überschriften teils aus der Sichtweise der Akteure gekennzeichnet als "Weitere Schritte" (3/86) und "neuer mühsamer Schritt auf dem Weg zur Reform der Orthographie" unter Berufung auf "Sisyphus" als Schutzpatron (4/87), teils als Zwischenstation "Im Vorfeld" weiterer Ereignisse interpretiert (4/89, 1/92), teils als Beitrag "Zur öffentlichen Diskussion um den Vorschlag" (4/88), zur "Diskussion auf neutralem Boden" (2/89) zwecks Klärung dessen, "Worum es eigentlich geht" (4/88), bzw. als "Ausflug zur vermeintlichen "Komma-Killerin" Sybille" (1/91) ausgewiesen.

Ziel dieses langjährigen und -wierigen Bemühens war und ist, die auf der Orthographischen Konferenz von 1901 in Berlin beschlossene Regelung, die 1902 als Orthographiebuch veröffentlicht und in der Rechtsform einer Verordnung für Schulen und Behörden amtlich wurde und bis heute amtlich ist, durch eine »erneuerte« Regelung zu ersetzen.

Der ausdrückliche Bezug auf die als 2. gezählte Orthographische Konferenz von 1901 in Berlin deutet geschichtliche Zusammenhänge an und weist auf die historische Bedingtheit jeder Rechtschreibung hin: Der gegenwärtige Stand der deutschen Rechtschreibung – mit all ihren Komplikationen – läßt sich nur als das Ergebnis einer längeren Entwicklung erklären und verstehen. Ausschließliches Ziel der Beratungen von 1901 war, angesichts der vielen Rechtschreibbücher mit nur regionaler Geltung eine Einheitlichkeit der Regelung zu erreichen. Im Unterschied zur gescheiterten 1. Orthographischen Konferenz in Berlin 1876 gelang dies zwar; doch blieb der zweite wichtige Grundsatz von 1876, nämlich die Vereinfachung der Regelung i.S. einer erhöhten Regelhaftigkeit, weitgehend unbeachtet. Und schon 1902 wurde u.a. von Konrad Duden gefordert, die "der jetzt allgemein gültigen Rechtschreibung noch anhaftenden Mängel« i.S. einer Reform beseitigen.

»einhundert jahre sind wirklich genug.«

(Gerhart Baum, damaliger Bundesminister des Innern, 1974)

Die mit Konrad Duden einsetzende Kritik an der (Regelung der) Rechtschreibung und das Bemühen um ihre Vereinfachung dauern bis heute an – mit ständig steigender Aktualität und Dringlichkeit angesichts der über die Zeit hin fortschreitenden Expansion der (Duden-)Regelung. Pro Jahr ist im Durchschnitt mehr als ein Reformvorschlag vorgelegt worden, doch alle sind bisher gescheitert. Und es ist angesichts der bisherigen Entwicklung vorhersagbar, daß die Unruhe, die seit nunmehr schon über einhundert Jahren in diesem Bereich herrscht, so lange anhalten wird, bis der zweite Grundsatz in vernünftiger Weise eingebracht ist.

Das Ziel, nämlich die amtliche Regelung von 1902 durch eine erneute Regelung zu ersetzen, ist nur in Abstimmung mit den politisch-zuständigen Stellen der deutschsprachigen Länder zu erreichen. Ein Rückblick auf die internationale amtlich-politische Zusammenarbeit führt zu den 1. und 2. »Wiener Gesprächen zur Reform der deutschen Rechtschreibung« im Dezember 1986 bzw. im Mai 1990, zu denen die österreichische Bundesregierung eingeladen hatte – womit auch amtlicherseits ein Weg aus der eingangs skizzierten Situation gefunden war.

Der Teilnehmerkreis der Wiener Konferenzen setzte sich zusammen aus Delegationen aus Belgien, der Bundesrepublik Deutschland, der damaligen Deutschen Demokratischen Republik, aus Frankreich/Elsaß, Italien/Südtirol, Liechtenstein, Luxemburg, Österreich, Rumänien, aus der Schweiz und aus Ungarn. Den Delegationen gehörten einerseits Beamte aus den politisch zuständigen Gremien und andererseits Mitglieder der Arbeitsgruppen an.

Zum Ausgangs- und Zielpunkt des nunmehr gemeinsamen Bemühens heißt es in der Abschlußerklärung der 1. Wiener Gespräche (1986; hierzu vgl. SPRACHREPORT 1/87):

»Grundsätzliches Einvernehmen wurde darüber erzielt, die auf der Orthographischen Konferenz von 1901 in Berlin erreichte einheitliche Regelung der deutschen Rechtschreibung den heutigen Erfordernissen anzupassen. Insbesondere geht es darum, die in vielen Teilbereichen der Rechtschreibung im Laufe der Zeit kompliziert gewordenen Regeln zu vereinfachen.«

Die Ergebnisse der umfangreichen Arbeiten, die damals aus den Arbeitsgruppen insbesondere zu den Teilbereichen Zeichensetzung und Worttrennung am Zeilenende vorlagen, fanden breite Zustimmung; die Wissenschaftler wurden in ihrer Absicht bestärkt, mit ihrer Arbeit – auch an den anderen Teilbereichen – »in der bisherigen Weise fortzufahren«.

Der 1986 eingeschlagene Weg wurde von der 2. Wiener Konferenz (1990; hierzu vgl. SPRACHREPORT 3/90) bestätigt. Die seither geleistete Arbeit der Arbeitsgruppen wurde – dies sei besonders vermerkt, weil's halt nicht häufig vorkommt – insgesamt positiv gewürdigt:

»Die Teilnehmer der diesjährigen Konferenz stellten einvernehmlich fest, daß es sich bei den inzwischen vorliegenden bzw. sich abzeichnenden wissenschaftlichen Arbeiten zur Rechtschreibreform um den am besten durchdachten Neuregelungsvorschlag zur deutschen Rechtschreibung handelt, der seit der Orthographischen Konferenz von 1901 erarbeitet wurde.«

Bezogen auf die einzelnen Teilbereiche heißt es in der Abschlußerklärung (1990) – differenzierend – weiter:

»Die international bereits abgestimmten Regeln zu den Bereichen Zeichensetzung, Worttrennung am Zeilenende sowie Getrennt- und Zusammenschreibung einschließlich der Schreibung mit Bindestrich fanden bei allen Delegationen weitgehende Akzeptanz. Im Bereich Getrennt- und Zusammenschreibung wurde den Wissenschaftlern empfohlen, Möglichkeiten einer weiteren Vereinfachung zu prüfen.

Für die Bereiche Laut-Buchstaben-Beziehung und Fremdwortschreibung wurde eine behutsame und pragmatische Vorgangsweise gutgeheißen, wie sie sich in der internationalen Diskussion der Sprachwissenschaftler abzeichnet (Verzicht auf eine forcierte Assimilation der Fremdwortschreibung; eine konsequentere Durchsetzung der Stammschreibung, aber keine weitergehenden Lösungen, die beispielsweise Wörter wie Kaiser, Boot und Aal verändern würden).

Für den Bereich der Groß- und Kleinschreibung wurden die Wissenschaftler ermuntert, im Hinblick auf ein Gesamtregelwerk der deutschen Rechtschreibung alternative Lösungen auf der Basis des Status quo und der vorliegenden Reformvorschläge weiter auszuarbeiten.«

Auf zwei seitdem durchgeführten Arbeitstagungen im Herbst 1990 und Herbst 1991, deren Teilnehmerkreis als »Internationaler Arbeitskreis für Orthographie« sich aus Mitgliedern der vier Arbeitsgruppen zusammensetzt, wurde die Bearbeitung des Regelteils abgeschlossen und dieser 1991 mit großer Mehrheit verabschiedet. Damit ist eine zentrale Voraussetzung für die 3. Wiener Gespräche erfüllt; in der Abschlußerklärung der 2. Wiener Konferenz heißt es dazu:

»Nach Abschluß der wissenschaftlichen Arbeiten und ihrer Prüfung durch die zuständigen staatlichen Stellen soll – voraussichtlich 1993 – die zwischenstaatliche Meinungsbildung in einer weiteren Wiener Konferenz fortgesetzt werden. Die Unterzeichnung einer Übereinkunft zur Reform der deutschen Rechtschreibung wird für 1995 angestrebt.«

Das Ergebnis dieser wissenschaftlichen Arbeiten wurde im Frühjahr 1992 den Teilnehmerstaaten der Wiener Konferenzen zugestellt und ist nunmehr auch allgemein und jedem Interessierten zugänglich, und zwar in dem Band:

Deutsche Rechtschreibung Vorschläge zu ihrer Neuregelung Hrsg.: Internationaler Arbeitskreis für Orthographie Tübingen: Gunter Narr Verlag. 38,– DM

Die amtlichen Beratungen können fortgesetzt und zum Abschluß gebracht werden – wie auch die Diskussionen in der Öffentlichkeit.

Den in dem Band abgedruckten Regelungsvorschlägen geht eine »Einführung« voraus. Diese dient der Information über Hintergründe der Reformbemühungen, der Charakterisierung der Vorlage, der Vorverständigung über die allgemeinen Gesichtspunkte der Neuregelung und über die Grundsätze der Regelung der einzelnen Teilbereiche sowie der Demonstration des Vorgehens bei der Neuregelung am Beispiel einzelner Fallgruppen.

Der ausgearbeitete komplette Regelteil, das Kernstück des Bandes, betrifft zunächst die fünf Teilbereiche

- A Laut-Buchstaben-Zuordnungen (einschließlich Fremdwortschreibung)
- B Getrennt- und Zusammenschreibung
- C Schreibung mit Bindestrich
- E Zeichensetzung
- F Worttrennung am Zeilenende

Für »D Groß- und Kleinschreibung« folgen gemäß der Vereinbarung auf der 2. Wiener Konferenz von 1990 drei Regelungsvarianten. Nach der endgültigen Entscheidung darüber, welche dieser drei Varianten in Zukunft gilt, ist der entsprechende Regeltext zwischen C und E einzufügen.

Die Vorlage stellt auf der Grundlage des allgemeinen Sprachwissens, das in den allgemeinbildenden Schulen zu vermitteln ist, die graphische Norm der gegenwärtigen deutschen Standardsprache dar, und zwar für die »normalen« erwachsenen Sprachteilhaber mit einem entsprechenden Schulabschluß.

Die »Neue Bearbeitung« der Rechtschreibregelung berücksichtigt die Bedürfnisse und Interessen sowohl des Schreibenden als auch des Lesenden. Sie betrifft zum einen die Präsentation des Regelteils, d.h. dessen Aufbau und Gliederung sowie die Anordnung und Formulierung der Regeln und ihre Abstimmung aufeinander. Zum andern geht es um die inhaltliche Änderung bestimmter Regelungen. Hierfür gilt: Die Grundregeln bleiben in allen Bereichen erhalten. Vorgeschlagen wird, unter Berücksichtigung des Schreibbrauchs

und seiner Veränderungen während der letzten Jahrzehnte, bestimmte Unterregeln und Ausnahmeregeln für kleinere Gruppen von Wörtern zu beseitigen oder einzuschränken, dadurch die Systematik insgesamt zu erhöhen, die Regelung einfacher zu machen und die Anwendung der Regeln zu erleichtern.

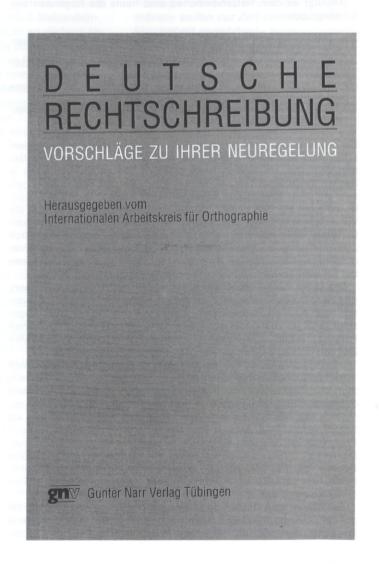
Demonstriert sei dies insgesamt sehr behutsame Vorgehen an einer Auswahl von Beispielen aus verschiedenen Teilbereichen:

Bei den Laut-Buchstaben-Zuordnungen zielen die Änderungen darauf ab, die Stammschreibung einzelner Wörter und bestimmter Wortgruppen zu systematisieren, so z.B. Ass (heute As) - (wegen) die Asse, Karamell (heute Karamel) - (wegen) die Karamelle, Stuckateur/ Stuckatur (heute mit kk) - (wegen) Stuck; Bändel, überschwänglich (heute mit e) - (wegen) Band/Bänder bzw. Überschwang. Die 1988/ 1989 stark kritisierten Vorschläge für die Wörter um Kaiser, Boot und Aal sind zurückgenommen worden. Diesen Wörtern bleibt ihre Schreibung erhalten. Bei der s-Schreibung ist vorgesehen, nach kurzem Vokal immer ss zu schreiben wie z.B. Fluss (heute Fluß) -Flüsse, wässrig (heute wäßrig) - wässerig - Wasser, nach langem Vokal und Diphthong wie bisher immer ß wie z.B. Maß - des Maßes, außen, gießen. Die heutige Unterscheidungsschreibung das (Artikel/ Pronomen) - daß (Konjunktion) soll zugunsten von einheitlich das aufgegeben werden. Schon heute werden Fälle wie bis, in, mit, um trotz kurzem betonten Vokal mit einem Konsonantenbuchstaben und selbst in verschiedenen Funktionen immer gleich geschrieben, ohne daß dies zu Leseschwierigkeiten zu führen scheint. Zumindest ist darüber nichts bekannt. Zudem ist die heutige Unterscheidungsschreibung das vs. daß der orthographisch fehlerträchtigste Einzelfall der Deutschschreibenden.

Bei der **Fremdwortschreibung** wird eine gezielte Variantenführung vorgeschlagen. In den Gruppen, wo bereits die Mehrzahl der Wörter integriert ist (z.B. bei *é, ée: Allee, Gelee, Komitee* usw.), wird eine integrierte Variante bei allen Wörtern zugelassen (z.B. *Schikoree* neben *Chikorée*) und in Gruppen mit angebahnter Integration (z.B. bei *ph: Photographie/Fotografie*) für einige Alltagswörter eine solche vorgeschlagen (z.B. *Asfalt/Asphalt*).

Die weitreichende Grundregel der **Getrennt- und Zusammenschreibung** wird bewußt, wenn man sie nach früheren Gewohnheiten schreibt, als es sie nicht gab:

ZWISCHENWÖRTERNDIENEBENEINANDERSTEHENMACHTMAN EINENZWISCHENRAUMSIEWERDENGETRENNTGESCHRIEBEN



Entsprechend ist, um eine Gruppe als Beispiel anzuführen, heute zu schreiben: auf dem Stuhl sitzen bleiben, den Teller fallen lassen, das Zimmer rein halten, im See baden gehen.

Die weitere Regelung enthält dabei zahlreiche Festlegungen, die – im Vergleich – widersprüchlich und insgesamt sehr unübersichtlich sind. Eine der Ausnahmeregeln (AR 1) lautet: Man schreibt zusammen, wenn durch die Verbindung ein neuer Begriff entsteht: in der Schule sitzenbleiben (= nicht versetzt werden), seinen Plan fallenlassen (= aufgeben).

Zudem ist in zwei weiteren Ausnahmeregeln festgelegt:

AR 2.1 Obwohl kein neuer Begriff entsteht, schreibt man dennoch zusammen: im Bett liegenbleiben, das Zimmer sauberhalten, spazierengehen, kennenlernen.

AR 2.2 Obwohl ein neuer Begriff entsteht, schreibt man dennoch getrennt: seine Maske fallen lassen (= sein wahres Gesicht zeigen), mit seinem Plan baden gehen (= scheitern).

Für diese und auch andere Fälle wird generell die Getrenntschreibung vorgeschlagen, die schon heute bei umgekehrter Reihenfolge gilt (er blieb in der Schule/auf dem Stuhl sitzen), also in der Schule/auf dem Stuhl sitzen bleiben usw. Schon diese minimalen Kontexte zeigen dem Lesenden unmißverständlich, was im konkreten Fall gemeint ist.

Bei der **Zeichensetzung** ist es besonders die Regelung des Kommas, die heute kompliziert und teilweise recht widersprüchlich ist, und zwar insbesondere vor *und*, *oder* usw. sowie in Verbindung mit (erweiterten) Infinitiv-, Partizipialgruppen u.ä.

Eine Greundregel (GR) lautet: Vor <u>und</u> usw. steht kein Komma: Vater <u>und</u> Mutter sitzen im Zimmer. Als Ausnahmeregeln finden sich, wobei ich einiges weggelassen habe:

AR1 Entgegen GR steht vor und zwischen Hauptzätzen ein Komma: Vater liest, und Mutter hört Radio.

AR2 Entgegen AR1 setzt man kein Komma, wenn die Hauptsätze kurz sind und eng zusammengehören: Er liest und er hört Radio.

AR3 Entgegen AR2 setzt man ein Komma, wenn verschiedene Subjekte vorliegen: Er liest, und sie hört Radio.

A4 Entgegen AR1 und AR3 setzt man kein Komma, wenn die Sätze in Abhängigkeit gebracht werden: Peter sagte, Vater liest <u>und</u> Mutter hört Radio (vgl. AR1). Peter sagte, er liest <u>und</u> sie hört Radio (vgl. AR3)

Der Vorschlag sieht vor, vor *und* usw. generell kein Komma zu setzen – mit dem Zusatz: Der Schreibende kann ein Komma setzen, wenn er dem Lesenden die Gliederung deutlich machen will: *Er sagte, das sei sehr schön(,) <u>und</u> einfach sei es auch.* Denn hier könnte man zunächst lesen: *Er sagte, das sei sehr schön und einfach* ... Ähnlich ist der Vorschlag für das Komma in Verbindung mit Infinitivgruppen u.ä., wo die Regelung womöglich noch verschachtelter ist als vor *und* usw.

Die vorgesehene Neuregelung beseitigt in beiden Fallgruppen ein Geflecht von Ausnahmeregeln und erhöht damit die Regelhaftigkeit. Dem Schreibenden wird ein größerer Freiraum zugestanden. Dieser läßt ihm mehr Möglichkeiten, dem Lesenden die Gliederung zu verdeutlichen, um ihm so das Verstehen zu erleichtern.

Bei der **Worttrennung am Zeilenende** wird die heutige Untrennbarkeit von *st* z.B. in *We-ste* aufgehoben, also neu *Wes-te*, sowie für Fremdwörter mit der Kombination Konsonant + *I*, *n* oder *r* neben der heutigen Trennung *möb-liert*, *Si-gnal*, *Hy-drant* usw. die Trennung *möb-liert*, *Sig-nal*, *Hyd-rant* usw. zugelassen. Diese Änderungen erweitern den Geltungsbereich der Grundregel, nach der von mehreren Buchstaben für Konsonanten der letzte auf die nächste Zeile kommt wie in *Wes-pe*, *Iöb-lich*, *leug-nen*, *mod-rig*.

Eine komplette Zusammenstellung der vorgesehenen Änderungen findet sich im »Kommentar«, dem dritten Teil des Bandes, in dem darüber hinaus die Regelung der einzelnen Teilbereiche in ihrem Aufbau vorgestellt wird.

Gemäß der Vereinbarung auf der 2. Wiener Konferenz 1990 werden für die **Groß- und Kleinschreibung** drei Regelungsvarianten vorgelegt:

- D<sub>1</sub> Status-quo-Regelung (die heutige Regelung in einer systematischeren Präsentation)
- D<sub>2</sub> Modifizierte Großschreibung (grundsätzliche Beibehaltung der Großschreibung der Substantive/Substantivierungen mit Modifizierung der heutigen Regelung einiger Fallgruppen)
- D<sub>3</sub> Substantivkleinschreibung (ähnlich wie in allen anderen europäischen Sprachen: Großschreibung des ersten Wortes von Überschriften usw. und von Sätzen, der Eigennamen und der Anrede/Possessivpronomen Sie/ Ihnen; Ihr)

Nach ausführlicher Erörterung des Für und Wider hat sich der internationale Arbeitskreis für Orthographie für die Substantivkleinschreibung ausgesprochen. Diese bietet unter Berücksichtigung aller Faktoren gegenüber den anderen Regelungsmöglichkeiten für den Sprachteilhaber die wenigsten Nachteile und die meisten Vorteile. Für den Schreibenden stellt sie eine erhebliche Erleichterung dar. Bei dem Lesenden, der mit der heutigen Regelung aufgewachsen ist, werden die während der Umstellungszeit zu erwartenden geringfügigen Beeinträchtigungen durch die Gewöhnung an die Neuregelung bald überwunden sein. Begünstigt wird die Gewöhnung dadurch, daß die klein geschriebenen Wortstämme etwa in ähnlichkeit, maus, eigentum und achsel dem Lesenden, wie auch dem Schreibenden, schon heute vertraut sind wie in ähnlich, mausgrau, eigen und achselzuckend. Auch bei Substantivkleinschreibung bleibt der Grundsatz der gleichen Schreibung der Wortstämme bewahrt.

»§ 21 und § 22 handeln über die grossen Anfangsbuchstaben... In der ... Generaldiskussion wird allseitig das Unbefriedigende des bisherigen Zustandes anerkannt. Herr Krumbholz bemerkt, dass mit Einstimmigkeit in den Schulen über diesen Paragraphen geklagt werde. Auch Erwachsenen mache die richtige Schreibung Mühe. Es sei durchaus auf Vereinfachung zu dringen...

Herr Rümelin ... wünscht eine durchgreifende Verbesserung. Auch der Herr Vorsitzende legt Wert auf eine Vereinfachung ... Herr Lyon bittet dringend, einen vermittelnden Standpunkt einzunehmen. Das erste Ziel, nach dem die Versammlung streben müsse, sei Vereinheitlichung. Herr Giesecke macht auf die praktischen Folgen aufmerksam und schliesst sich Herrn Lyon an

§ 21 wird darauf in der Fassung der Kommission angenommen; ebenso nach kurzer Erörterung § 22...«

(Protokoll der Beratungen von 1901)

Den Beteiligten ist klar, daß die Groß- und Kleinschreibung nicht nur ein schwieriger Bereich ist, sondern daß seine Regelung umstritten ist und der Vorschlag, die Substantive klein zu schreiben, bei Teilen der Sprachgemeinschaft Emotionen wachruft und Widerspruch auslöst. Im Kommentar zur Groß- und Kleinschreibung ist versucht worden, den Standpunkt des internationalen Arbeitskreises sachlich zu erklären und zu begründen. Dies ist auch als Angebot und Aufforderung zu verstehen, in eine sachliche Diskussion – auch des Standpunktes des Arbeitskreises und der vorgelegten Begründungen – einzutreten.

Wie das noch amtliche Orthographiebuch von 1902 »Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis«, das ersetzt werden soll, wird auch die endgültige neue Vorlage aus zwei einander ergänzenden Teilen bestehen: »Deutsche Rechtschreibung. Regelteil und Wörterverzeichnis«. Im Kommentar werden die Grundsätze vorgestellt, nach denen das »Wörterverzeichnis« wie auch das ebenfalls vorgesehene »Verzeichnis der verwendeten Fachtermini« erarbeitet wird.

Das »Wörterverzeichnis« enthält als Grundbestand die »Grundwörter« des standardsprachlichen Wortschatzes, d.h. ca. 7000 bis 8000 Wörter, die die standardsprachlichen Wortstämme des Deutschen repräsentieren. »Automatisch« erfaßt sind damit auch Einzelfallfestlegungen und Ausnahmeschreibungen wie z.B. behende (trotz Hand), Blüte (trotz blühen), ja (trotz bejahen) oder bei Fremdwörtern z.B. Blues, Revue, Design, Loipe, Chiffre, Steward, Portemonnaie, die sich als solche einer allgemeineren Regel im Regelteil nicht zuordnen lassen. Durch Verweise wird der Benutzer zu dem §-Punkt im Regelteil hingeführt, an dem sein konkreter Rechtschreibfall im System der Regelung behandelt wird. Dies gilt auf jeden Fall für die Wörter der Fallgruppen, deren Schreibung in Ausnahmeregeln festgelegt ist.

Das zudem vorgesehene »Verzeichnis der verwendeten Fachtermini« stellt neben dem Regelteil und dem Wörterverzeichnis die dritte Möglichkeit für den Benutzer dar, seinen konkreten Rechtschreibfall zu lösen. Die im Regelteil verwendeten Fachtermini wie Apposition, Ganzsatz, Komma, Semikolon usw. werden mit Verweisen ausgestattet, die zu den zentralen Stellen und Abschnitten im Regelteil führen, an denen die betreffenden Sachverhalte, z.B. Komma in Verbindung mit Infinitiv- und Partizipgruppen, im Zusammenhang der Regelungssystematik behandelt werden.

Hinzuweisen ist darauf, daß die begonnene Arbeit an den Verzeichnissen erst dann abgeschlossen werden kann, wenn die Regelung insbesondere des Teilbereichs »Groß- und Kleinschreibung« endgültig festgelegt ist.

Die historischen Erfahrungen von 1876 an bis Anfang der siebziger Jahre und die aktuellen Erfahrungen seit 1988 (hierzu vgl. »... hinter Schloß und Riegel setzen!«/»Kaiser: das Wort des Jahres?« SPRACH-REPORT 4/88) lassen erwarten, daß auch der überarbeitete Vorschlag zur Neuregelung der Rechtschreibung eine weitere Diskussionsrunde

auslösen wird. Dies gilt um so mehr, als die stetige Entwicklung der Reformbemühungen seit 1980 sich allmählich dem Zeit- und Zielpunkt nähert, an dem eine Entscheidung zu fällen ist – und so oder so gefällt wird.

Ein zentraler, wenn nicht der zentrale Gesichtspunkt in der **Diskussion über eine Rechtschreibreform** ist, daß die raum- und zeitübergreifende Funktion schriftlicher Kommunikation der Kontinuität graphischer Normen und der gesicherten Schreibtradition bedarf. Das ist unbestreitbar und auch hier unbestritten. Diese Kontinuität und Tradition stellt für die Sprachgemeinschaft einen hohen Wert dar, was u.a. den oft auch emotionalen Widerstand erklärt, wenn z.B. Änderungen bezüglich der bisher gewohnten Regelung der Rechtschreibung vorgeschlagen werden.

Dieser Kontinuitäts- und Traditionsbegriff schließt eine Weiterentwicklung durch Änderungen nicht aus. Andernfalls käme er einer ahistorischen Verleugnung des Sprach- und speziell des Schreibwandels gleich, der in früheren Epochen oder auch seit 1901 bis heute in den verschiedenen Teilbereichen der Orthographie festzustellen ist. Ein solcher Begriff wäre einer lebendigen Sprache gegenüber nicht angemessen.

Mit der wechselseitigen Vereinbarkeit von Kontinuität der Tradition und dem Wandel als Übergang eines vorangehenden in einen nachfolgenden Zustand ist begründbar, daß auch die Regelung der Rechtschreibung in vernünftiger Weise durch die amtliche Festlegung von Änderungen weiterentwickelt werden kann und zu gegebenen Zeitpunkten auch sollte. Dies gilt insbesondere dann, wenn die Anwendung der seit längerem geltenden Regelungen für viele Sprachteilhaber mit großen Problemen verbunden ist. Denn die raum- und zeitübergreifende Funktion schriftlicher Kommunikation bedarf auch graphischer Normen, die für die Allgemeinheit der Sprachteilhaber handhabbar sind.

Daß diese Handhabbarkeit für Teile der heutigen Regelung nicht gegeben ist, ist ernsthaft nicht zu bestreiten und zeigt sich u.a. an den mit Rot geahndeten »Fehlern«. Die genauere Analyse einschlägiger Untersuchungen erweist, daß auch die Art der Regelung bestimmter Bereiche eine wesentliche Ursache ist für die bestehenden Schwierigkeiten vieler Sprachteilhaber. Läßt man die Flüchtigkeitsfehler außer acht, so ergibt sich, daß viele der sogenannten Fehler regelgeleitet sind. Routinemäßig schreibt man gemäß einer übergeordneten Regel richtig – und dennoch falsch.

Dazu drei Beispiele: Wenn man heute Wes-te trennt, so macht man einen »Fehler«. Doch nach der übergreifenden Regel, daß von mehreren Buchstaben für Konsonanten der letzte auf die nächste Zeile kommt, trennt man richtig, wie z.B. in Kas-ko oder Wes-pe. Wenn man heute er muss oder du lässt schreibt, entspricht dies der Schreibung wie in müssen bzw. lassen und der hier übergreifenden Regel von der Verdopplung des Konsonantenbuchstabens nach kurzem

Vokal sowie dem Grundsatz der gleichen Wortstammschreibung; gemäß einer Ausnahmeregel ist jedoch heute *er muß* zu schreiben. Wenn man heute *auf das Gleiche hinauskommen* schreibt, so ist dies gemäß einer Ausnahmeregel falsch, doch nach der übergeordneten Regel richtig entsprechend etwa *etwas zum Guten wenden*.

(Vieles) ist eine Frage des Taktes, bei deren Beantwortung es darauf ankommen wird.

dass einerseits der Grammatiker dem Publikum nicht zu viel zumuthe.

und dass andererseits das Publikum nicht glaube, es solle seiner edelsten Güter beraubt werden,

wenn es von dem einen oder anderen bisher geübten Missbrauch befreit werden soll.

(Rudolf von Raumer 1876)

Nachdenklich stimmt dabei, daß sich seit über 25 Jahren Didaktiker, Methodiker und Sprachwissenschaftler mit großem Aufwand bemüht haben, durch Verbesserung des Schulunterrichts, der Lehrund Lernmittel, durch verfeinerte Methoden und vermehrtes Üben insbesondere der Problemzonen Herr zu werden. Doch die Schwierigkeiten, ablesbar an der Konstanz der "Fehler«-Quoten über die Zeit hin, sind geblieben – und zwar vor allem in den Bereichen, deren Regelung sich schon auf den ersten Blick als sehr kompliziert erweist.

Ein Rückblick in die schon lange Geschichte der Reformbemühungen zeigt, daß seit 1901 zum ersten Mal die reale Chance besteht, die Regelung der Rechtschreibung in vernünftiger Weise zu erneuern; deshalb auch die Aufforderungen des Arbeitskreises zu einer sachlichen Diskussion, die sich auf alle Vorschläge bezieht, die in dem Band »Deutsche Rechtschreibung. Vorschläge zu ihrer Neuregelung« nunmehr jedem zugänglich sind. Gelänge es diesmal, im Zuge einer sachlich-verständigen Diskussion das Reformvorhaben zu einem der Sache angemessenen Abschluß zu bringen, so wäre dies in zweierlei Hinsicht ein Novum in der langen Geschichte des Bemühens um eine vernünftige Regelung der Rechtschreibung, die spätestens 1876 begann.

Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am IDS.

Zur weiteren Information:

Wolfgang Mentrup: Wo liegt eigentlich der Fehler? Das Buch zur Rechtschreibreform. Ernst Klett Schulbuchverlag Stuttgart. Anfang 1993.

Sigurd Wichter

## Zur Entwicklung des gemeinsprachlichen Computerwortschatzes

Die Entwicklung des gemeinsprachlichen Computerwortschatzes der Bundesrepublik läßt sich in drei Phasen¹ gliedern:

- die Anfangsphase (von den vierziger Jahren bis zum Ende der sechziger Jahre)
- odie Öffnungsphase (vom Ende der sechziger Jahre bis zum Ende der siebziger
- O die Publikumsphase (vom Ende der siebziger Jahre an).

## Anfangsphase

In der Anfangsphase ist die Repräsentation der Computertechnologie, deren Beginn die Geräte Zuse Z3 (1941)<sup>2</sup> und Mark I (1944) markieren, im allgemeinen Bewußtsein und insbesondere im Gemeinwortschatz gering. Die gemeinsprachlichen Wörterbücher aus der ersten Hälfte der fünfziger Jahre, Mackensen 1952 und Pekrun 1953, reagieren nicht auf die neue Technologie, ebensowenig das Duden-Rechtschreibwörterbuch 1954/1958. Erst die zweite Auflage des Duden-Bildwörterbuchs 1958 enthält in der Tafel »Büro IV« einige Informationen über die »elektronische Rechenmaschine«.

Die gemeinsprachliche Lexikographie liegt damit gegenüber anderen Medien zurück. Was die Enzyklopädien angeht, geben der *Große Herder* 1955 und der *Große Brockhaus* 1956 bereits Mitte der fünfziger Jahre Informationen über die neue "Rechenmaschine" bzw. über den "Rechenautomaten". Die Artikel umfassen gut eine bzw. gut drei Seiten. Die früheste Berichterstattung über die Computertechnologie im "Spiegel" reicht in das Jahr 1949. Sie befaßt sich mit den Arbeiten von Konrad Zuse in der beginnenden Nachkriegszeit. Bis zur Mitte der fünfziger Jahre erschienen dann einige wenige weitere Artikel in den Jahren 1950 (über die Computerentwicklung allgemein), 1952 (über Computerentwicklungen in Göttingen und über Zielgeräte-Elektronik in Düsenjägern), 1956 (über die "Revolution der Roboter" in der Industrie) und 1956 (wiederum über die Computerentwicklung allgemein: "Die Magie der Roboter", aber auch über den Computer in der Heiratsvermittlung).

Das ist in einfachen Strichen das lexikographische Gesamtbild der frühen Teilphase der Anfangsphase: kurze Erwähnungen in den Enzyklopädien mit einigen Verweisen auf Spezialliteratur und späte Registrierung in einem Wörterbuch, das von seiner onomasiologischen und die Fächer einbeziehenden Anlage her selbst durchaus Nähe zur enzyklopädischen Darstellungsweise zeigt. Hinzu kommt

mit den Spiegelartikeln eine frühe, insgesamt jedoch spärliche Berichterstattung.

Im Spiegelartikel von 1949 über Zuses Nachkriegsarbeiten werden u.a. folgende Bezeichnungen für den Computer verwendet: *V4, Gerät, Maschine, Ding, Rechenmaschine, Maschinen-Gehirn.* Im Artikel von 1950 über den Computer allgemein findet sich u.a. an Gerätbezeichnungen: *Maschine, Elektronengehirn, Automat, Maschinengehirn, Supergehirn, Rechenwunder, Gehirn, Rechenmaschine.* 

Damit zeigen sich zu Beginn der I. Phase Denklinien an, die sich bis heute fortsetzen: Einerseits die sachbezogene Einreihung des Computers unter die Geräte, Maschinen bzw. Automaten, andererseits die Markierung der erstaunlichen Leistungsfähigkeit des Computers und die emotional wahrgenommene Nähe zu spezifisch menschlichen Fähigkeiten.

Anders als heute aber war das "Elektronengehirn", wie der Computer in der ersten Phase hieß, für das breite Publikum bloß ein Objekt des Staunens, aber kein Gerät zum Anfassen. Das eben zitierte Vokabular deutet dies an. Die Berichterstattung bedient sich stark einer oft blumigen Metaphorik. Für die Komponenten der Zusammensetzungen werden einfache, nichttechnische Wörter der Gemeinsprache bevorzugt. Schlichte, vereinfachende oder übervereinfachende Vergleiche werden, z.T. in Übernahme von Expertenmitteilungen, im Kampf um Verständlichkeit nicht gescheut: "Morgens noch schläfrig: Supergehirn im Dienst der Rüstung" (Der Spiegel, 13. 7. 1950, S. 38).

Es wäre dies genauer zu untersuchen, aber man kann wohl mit gutem Grund vermuten, daß im allgemeinen Wissen des breiten Publikums die Aspekte der Technologie sehr einfach und differenziert besetzt waren: der Aspekt der äußeren Gestalt z.B. mit dem Foto eines Kontrolltisches oder mit der Gesamtaufnahme des Computerraums, der Aspekt der Leistungsfähigkeit etwa mit einer exemplifizierenden Angabe der Anzahl von Rechenoperationen pro Sekunde, der Aspekt der Funktionsweise vielleicht mit dem grundsätzlichen Bezug zur binären Kodierung und der Aspekt der Anwendung mit einigen militärischen Einsatzmöglichkeiten. All dies ist ein Wissen vom Hörensagen.

Das Computerwortfeld des Duden-Bildwörterbuchs 1958 umfaßt u.a. die Wörter: elektronische Rechenmaschine, Magnettrommelrechner, Karteneinheit, Trommeleinheit, Netzteileinheit, Bedienungstafel, Kontrollampen. Die Bezeichnungsweise ist textsortengemäßtechnisch-sachlich.

Erst mit den beginnenden sechziger Jahren wird das Computerwortfeld in der gemeinsprachlichen semasiologischen Lexikographie berücksichtigt. Das Duden-Fremdwörterbuch 1960 enthält an Lemmata: Programm, programmieren, Programmierungstechnik, ENIAC, Kybernetik; und in den Artikeln u.a.: elektronische Rechenanlage, Rechengang, Maschine, Automation. Das Duden-Rechtschreibwörterbuch 1961 führt an Lemmata und erklärenden Wörtern auf: eingeben, Elektronengehirn, elektronisch, Instruktion, Kybernetik, Maschine, Programm, programmieren, Rechenanlage, Rechengang, Rechenmaschine, Steuerungs- und Regelungsvorgang.

Den Übergang zwischen den beiden Phasen bildet dann Wahrig 1966, der folgendes Lemmafeld aufweist: Computer<sup>3</sup>, Datenverarbeitung, Datenverarbeitungsmaschine, Digitalrechner, Elektronengehirn, Elektronenrechenmaschine, Input, Kybernetik, kybernetisch, Output, Programm, programmieren, Programmierer, Programmsteuerung, Rechenautomat, Rechenmaschine, Rechenzentrum, Roboter, Speicherwerk, Zugriffszeit.

## Öffnungsphase

Die Öffnungsphase ist durch eine weitere Verbreitung der Computertechnologie in Anwenderbereiche mittlerer Größenordnung hinein und durch ein erhöhtes Interesse des breiten Publikums gekennzeichnet. Die Anwendung der Technologie wird für mittlere und kleinere Betriebe interessant. Der Hersteller Nixdorf richtet sich hierauf ein. Die in den sechziger Jahren erfolgte Dezentralisierung der Datenverarbeitungskapazität auf der Hochschulebene rückt die Computertechnologie auch an Fächer jenseits des naturwissenschaftlichen Bereichs näher heran.

Die Aufmerksamkeit der Medien für die Computertechnologie ist größer geworden. Die Berichterstattung nimmt zu, ebenso die populärwissenschaftlichen Bildungsangebote wie z.B. die "Einführung in die Elektronik" des Westdeutschen Fernsehens Anfang der siebziger Jahre. Leo Weisgerber hält es für "durchaus denkbar, daß unter den Kennzeichen des Jahres 1968 einmal der Durchbruch der Datenverarbeitung im Allgemeinbewußtsein erschiene. Nicht als ob vorher nichts davon über die Fachkreise hinausgedrungen wäre. Aber das, was zunächst mehr als Domäne wissenschaftlicher oder technischer Arbeitsgebiete erschienen war, erreichte nun – gewiß seit Jahren vorbereitet – in raschen Schüben die Öffentlichkeit" (Muttersprache 1969, S. 67).

Die erhöhte Aufmerksamkeit für die Computertechnologie schlägt sich im Wortschatz quantitativ nieder. Am Ende der II. Phase führt das Wörterbuch von Mackensen 1977 knapp 80 Lemmata auf, die in wichtigen Aspekten der Technologie auf ein durchaus differenzierteres Wissen hinweisen. Die Strecke A-F beispielsweise enthält: ablochen, Adresse, ALGOL, Befehl, Bit, Byte, Computer, Computerbrief, Datei, Daten, Datenspeicher, Datenträger, datenverarbeitend, Datenverarbeitung, Datenverarbeitungsanlage, EDV, Eingabe, eingeben, Elektronengehirn, Elektronenmaschine, Elektronenrechner, elektronisch, Flipflop, Flipflopschaltung.

## Publikumsphase

Die Publikumsphase beginnt Ende der siebziger Jahre. Der Einsatz der Chip-Technologie und die Entwicklung geeigneter Benutzungsprogramme erlaubte die billige Herstellung von kleinen Computern, die von Anwendergruppen jenseits der bislang mit Computertechnologie versehenen Firmen und Institutionen erworben und genutzt werden konnten. Zu nennen sind hier etwa die Firmen Commodore, Tandy, Apple, Atari oder etwa die Geräte ZX80 und C64. Es entstand ein Markt, der in zunehmendem Maß das breite Publikum ansprach und mit einbezog. Damit wurde die eigenständige Nutzung der Computertechnologie durch Privatpersonen und durch kleine und kleinste Firmen und sonstige Arbeitsbereiche ermöglicht. Das 1978 erscheinende erste Heft der Zeitschrift "Chip" überschreibt das Editorial mit "Jedem sein Computer".

Die Publikumsphase ist mit dem Anwachsen und dem Strukturwandel des Marktes für kleinere Computer, mit der Weiterentwicklung dieser Computer, der Peripheriegeräte, der Software, der Verbindung mit der Medientechnologie und anderen Technologien in sich sehr dynamisch und differenziert. Während zu Beginn der Phase nur eine technologisch stärker interessierte Teilgruppe des Publikums angesprochen wurde, erweiterte und erweitert sich zur Gegenwart hin der Kreis der Adressaten zusammen mit Zahl und Umfang der Anwendungsgebiete in deutlicher Beschleunigung.

Der Mikrocomputer ist mittlerweile, zu Beginn der neunziger Jahre, zu einer Massenware geworden. Er ist einfach zu bedienen, und die Vielfalt der Anwendungen ist fast unübersehbar. Die Kapazität der Geräte ist im Vergleich zum Beginn der achtziger Jahre außerordentlich gestiegen. Inzwischen wird über Recycling nachgedacht. Die Soft- und Hardwarehersteller bemühen sich ständig um eine Erweiterung der Anwendungsgebiete. Eine Reihe von internationalen Messen berücksichtigt diesen Markt, wobei in diesem Rahmen neben der jüngeren Ebene der Jedermann-Nutzung des Mikrocomputers auch und weiterhin die Ebene der mittleren und großen Anwender steht. Das Maß, in dem eine Gesellschaft das Terrain der Computertechnologie in Forschung, Produktion und Anwendung besetzt, ist zu einem der Parameter des internationalen Wettbewerbs geworden. In der Diskussion ist inzwischen auch die sogenannte Technikfolgenabschätzung.

Die Computertechnologie ist in den Medien immer stärker präsent. Die Werbung für Mikrocomputer steht neben der für Autos, Videorekorder und Fast Food. Der "Computer des Jahres 1992« posiert auf Anschlagsflächen. Die Lokalpresse informiert, wenn ein weiteres Amt mit Computern ausgerüstet wird. 1989 werden allein auf dem Markt für Computerzeitschriften 230 Titel gezählt. In den elektronischen Medien gibt es entsprechende Sendereihen. Die Tageszeitungen bringen Sonderbeilagen. Größere Buchläden richten eigene Abteilungen ein. Und wer solches heute beschreibt, baut am Wege.

Der Computerwortschatz in der Gemeinsprache bzw. in ihren fachorientierten Randgebieten nimmt zur Gegenwart hin weiter zu. Die erste Auflage des Deutschen Universalwörterbuchs aus dem Jahr 1983 verzeichnet für den Teilbereich des Computerwortschatzes rund 180 Lemmata; in der zweiten Auflage aus dem Jahr 1989 werden rund 240 Lemmata registriert.<sup>5</sup> Bezogen auf den Gesamtbestand von rund 120000 Lemmata ist das ein Anstieg des Teilbereichs des Computerwortschatzes von rund 1,5 Promille auf rund 2 Promille. Was der »Sprachdienst« 1985 feststellt: »Die DV-Sprache mundet heute Lehrern und Schülern, Werbetextern und Politikern, Managern und Journalisten und immer mehr Ausdrücke aus der Welt des Computers dringen ins normale Deutsch vor (S. 97), hat sich damit lexikologisch deutlich niedergeschlagen. Exemplarisch sei aus der zweiten Auflage der Strecke A-C zitiert: abfragen, ablochen, abrufen, Adresse, Akkumulator, ALGOL, algorithmisch, Algorithmus, alphamerisch, alphanumerisch, analog, Analogrechner, Assembler, Aufruf, aufrufen, Ausdruck, ausdrucken, Ausgabe, ausgeben, Automat, Basic, Befehl, Betriebssystem, Bit, Byte, Chip, COBOL, Compiler, Computer, Computerausdruck, Computerbild, Computerdiagnostik, Computerfahndung, computergesteuert, computergestützt, computerisieren, Computerkriminalität, Computerkunst, Computerspiel, Computertomographie, computerunterstützt, Computervirus, Cursor.

Man kann wohl annehmen, daß der Computerwortschatz in der Gemeinsprache und in den Randgebieten zur unmittelbaren Gegenwart des Jahres 1992 hin weiter gewachsen ist, sein Anteil die 2 Promille-Grenze deutlich überschritten hat und sich auf 3 Promille zubewegt. Diese Einordnung ist dabei wohl eher eine vorsichtige Schätzung. Die Beherrschung eines heute in allen schreibenden Berufen präsenten Textverarbeitungsprogramms führt, je nach Programmausstattung und Benutzerniveau, zur Kompetenz von einigen Dutzend bis über hundert Termini, die zum großen Teil computerexklusiv sind, z.T. aber auch mehrere Sachbereiche gleichzeitig abdecken. Neben die Textverarbeitungsprogramme treten, unterstützt durch die leistungsfähiger werdenden Geräte, in verstärktem Maß weitere Anwendungen (Datenbank, Tabellenkalkulation, Statistik, Graphik, Zeichnen, Spezialprogramme in Verwaltung und Firmen, Entwicklungen in Programmierungssprachen, Computerspiele etc.). Die Anschaffung eines Computers erfordert Grundkenntnisse über die gewünschte Kapazität (Chip, Bus, Taktfrequenz etc.) und über die gewünschte Peripherie (Monitor, Maus, Drucker, Scanner, Plotter, Fax etc.).

Zwischen den einzelnen Anwendertypen ist natürlich zu differenzieren, weil ein jeder Typ auch einen exklusiven bzw. mindestens für ihn spezifischen Wortschatz aufweist. Wenn man aber, unter Absehung vom Expertensektor der Entwicklung und der Produktion von Hardware und Software, diese Anwendertypen zusammennimmt einschließlich des Typus des (noch) nicht anwendenden, aber an der Technologie interessierten Sprachteilhabers, ergibt sich wohl in der Tat ein Sockelwortschatz in der angedeuteten Größenordnung, sich speisend aus den Quellen des eigenen Anwendungsbereichs (Textverarbeitung, Datenbank, Tabellenkalkulation etc.), des Bereichs der Hardwarevoraussetzungen (Art und Kapazität des Geräts und der Peripherie, Marktsituation etc.) und darüber hinaus der fremden Anwendungsbereiche auf dem Niveau der En-passant-Erkundung: was es sonst noch so gibt neben der eigenen Anwendung.6

## **Fazit**

Wenn man die Entwicklung über die drei Phasen hinweg insgesamt betrachtet, wird deutlich, daß sich das Wissen im breiten Publikum nicht nur rein quantitativ verändert und umfangreicher wird, sondern sich auch und vor allem qualitativ wandelt: Während der Beginn vom Wissenstypus »Wissen vom Hörensagen« geprägt ist, wird zur Gegenwart hin der Typ »Anwendungswissen« dominant. Die Art des Kontaktes und damit die Spezifik der Erfahrung ändern sich. Die quantitativen und qualitativen Veränderungen im Erfahrungs- und Wissenswandel schlagen sich im Wortschatz einschließlich seiner stereotypischen Variation (vgl. Wichter 1991, Kap. 4) nieder: in seiner Vermehrung und in seiner Spezifik, mit der er die einzelnen Aspekte der Technologie besetzt.

Neben dieser schemaorientierten Perspektive sind weitere Fragestellungen zu beachten und zu bearbeiten, so etwa die Entlehnungsvorgänge, die gerade im Bereich der Computertechnologie sehr zahlreich sind und etwas über die Spezifik des internationalen Marktes sagen<sup>7</sup>, oder die Metaphoriken der einzelnen an der Technologie beteiligten Personengruppen sowohl in der Richtung des Imports von Bildlichkeit in den Computerbereich hinein als auch des Exports von Bildlichkeit aus dem Computerbereich heraus in das allgemeine und auch das fachbezogene Wissen<sup>8</sup>, oder die Erweiterung und Differenzierung der Textsorten in der Kommunikation über die Computertechnologie. Der Wortschatzbereich ist dabei natürlich in seiner Wechselbeziehung zu anderen sprachlichen Strukturen zu sehen, die ebenfalls durch den Besitz und Gebrauch der Computertechnologie und der mit ihr verbundenen Technologien beeinflußt werden: Orthographie, Phonologie, Wortbildung, Syntax und Text (durch die Möglichkeiten der Telekommunikation qua Mailbox etwa, durch die automatische Spracherkennung und die Sprachsynthese, durch die Möglichkeiten der automatischen Recherche etc.).

Ein Wort noch zur Vorgeschichte: Die Computertechnologie im modernen Sinn beginnt mit den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts. Aber der Sprachgeschichtsschreibung dieser Technologie obliegt auch die große voraufgehende Tradition, die mit den Rechengeräten etwa von Schickard, Pascal, Leibniz, Polenius, Braun, Hahn u.a. und den Beschreibungen etwa von Leupold, Bischoff und Martin9 verbunden ist. Diese Vorgeschichte hat eine Reihe von interessanten linguistischen Aspekten, die noch genauer zu untersuchen wären, insbesondere was die niveaubezogene Verbreitung des Wissens und des Wortschatzes angeht. In diesem Zusammenhang ist z.B. an Jacob Leupold zu denken, von dem bereits 1727 posthum ein ausführliches Werk über Recheninstrumente und auch über Rechenmaschinen erscheint. Aber das Wissen über Rechenmaschinen bleibt vorerst den Expertenniveaus vorbehalten. Der Reflex in der nachfol-12 genden Lexikographie des 18. Jahrhunderts blieb aus: Steinbach, Frisch und Adelung<sup>10</sup> berücksichtigen die Rechenmaschine nicht. In Zedlers Enzyklopädie<sup>11</sup> steht unter »Rechen = Kasten« ein Eintrag von Spaltenlänge. Hier wird vor allem auf die Leibnizsche Rechenmaschine eingegangen. Der Artikel stellt dabei aber fest: »In gantz vollkommenen Stand ist der Leibnitzische Rechenkasten nicht versetzt worden, ohnerachtet Leibnitz auf die Verbesserung desselben bis an seinen Tod gedacht und weder Kosten noch Mühe gescheuet hat.« Der entsprechende Erfolg blieb in Deutschland erst der Rechenmaschine von Ph. M. Hahn (1770-1774) vorbehalten (vgl. Vorndran

Die Sprachgeschichte der modernen Computertechnologie ist ein Beispiel für das Zusammenspiel von Interesse und Widerstand in der Konstitution von Wortschatz. Die Computertechnologie gehört zweifellos zu den komplexeren Wissensbeständen der Gegenwart. Daß sich große Teile des allgemeinen Publikums trotz dieses Widerstandes auf diesen Gegenstand einlassen und dies sogar qua Anwendung, verweist auf die Stärke des Interesses als Gegenpol, welche nicht allein aus der Faszination erwächst, sondern aus einer zur Gegenwart hin wachsenden Effizienz in eigenen Anwendungsdiensten. Dieses Interesse hätte aber sicherlich nicht ausgereicht, wenn nicht gleichzeitig der Widerstand dadurch verringert worden wäre, daß sich zwischen Herstellern und Anwendern eine aufwandsökonomische Benutzungsoberfläche herausbildete. Das Zusammenspiel von Interesse und Widerstand hat damit auch Wissens- und Sprachgeschichte strukturiert, und dies wird sich im Bereich der Computertechnologie wohl noch eine Weile fortsetzen.

#### Anmerkungen

- 1 Ich beziehe mich hierbei auf Ergebnisse meiner Untersuchung in S. Wichter (1991): Zur Computerwortschatz-Ausbreitung in die Gemeinsprache. Frankfurt [etc.]. Hierauf sei auch für einige hier nur skizzenhaft ausgeführte Punkte und für genaue Literaturhinweise zu den Wörterbüchern und Enzyklopädien verwiesen.
- 2 Das erste Rechengerät von Konrad Zuse, die Zuse Z1 von 1938, war ein mechanischer Rechner, der zum ersten Mal das duale Zahlensystem anwandte, aber wegen der »primitiven Fertigungstechnik« »nicht in allen Teilen funktionsfähig« war (E.P. Vorndran 1982: Entwicklungsgeschichte des Computers. Berlin, Offenbach, S. 77).
- 3 Computer wird auch in der Auflage 1966 des Duden-Fremdwörterbuchs aufgeführt. Ein Frühbeleg findet sich im Spiegel vom 30. Mai 1962, S. 52. Damit beginnt dieser lautlich auffällige Fremdling im Deutschen Fuß zu fassen. Etwas später, zu Anfang der II. Phase, wird er ein wenig linguistischen Kummer bereiten, gleichwohl seinen zentralen Platz im Deutschen behaupten. Erst in der unmittelbaren Gegenwart gibt es in salopper Sprechweise Erosionen durch die i-Suffigierung zu Compi.
- 4 Vgl. C.J. Tully (1989): Computerbücher und -Zeitschriften. Haar bei München.
- 5 Hier waren die Recherchen von A. Busch, G. Meiners und A. Walpert hilfreich; danach ist auch die Liste von C. Peters in Wichter (1991), S. 148ff., um rund 25 Lemmata zu erweitern. - Das 1989 in Heidelberg erschienene viersprachige »Fachwörterbuch Informatik. Englisch, Deutsch, Französisch, Russisch« von E. Bürger (Hrsg.) hat »etwa 25000 Wortstellen« (Titelseite des Bandes »A-Z« und des Registerbandes). Vergleichbar in der Größenordnung ist hier die ebenfalls 1989 erschienene sechsbändige »Computer Enzyklopädie« von H.H. Schulze mit »über 26100 Einträgen« (S. 9). Nicht nur der quantitative Vergleich des gemeinsprachlichen Computerwortschatzes mit dem Fachwortschatz ist hier von Interesse. Bedeutsam als Symptom ist vielmehr auch, daß diese von einem Taschenbuchverlag in Reinbek herausgebrachte Enzyklopädie »nicht nur für den Fachmann, sondern auch für den fachlich nicht Geschulten verständlich sein soll« (S. 8), mithin durch Herausgeber und Verlag bei Teilen des breiten Publikums ein nenneswertes Interesse an der Computerfachsprache vorausgesetzt wird.
- 6 Eine genaue qualitative und quantitative Analyse nach Erfahrungstypgruppen ist ein Desiderat. Hier gibt es große Unterschiede, die man natürlich im Hinblick auf einen Begriff von Gemeinsprache im weiteren Sinn (d.h. unter Einbezug der fachorientierten Randgebiete) zu mittleren Werten nivellierend zusammenfassen kann, im Dienst erster Orientierungen. Dabei ist der Bereich zum Expertenniveau der Technologie hin durch das Fachschrifttum schon vorbereitend dokumentiert, während die Erfahrungstypen vor allem im unteren Bereich der Niveaus bis hin zum Typ des Sprachteilhabers, dessen Zugang lediglich auf ein unvermeidbares passives Rezipieren hinausläuft und dessen Wortschatz weit unter den genannten Werten, vielleicht im Bereich des Ein-Dutzend-Wortschatzes, liegt, nach Wortschatzumfang und -profil genauer zu untersuchen wären. Im Zusammenhang damit wären in synchroner und diachroner Hinsicht die Erfahrungsparameter des Alters und der Sozial- bzw. Bildungsschicht mit einzubeziehen.
- Der große Einfluß der US-amerikanischen Hersteller schlägt sich seit ie in einer breiten Übernahme des Herstellervokabulars nieder, vgl. z. B. aus dem Inhaltsverzeichnis einer Computerzeitschrift: »Workshop-Windows 3.1: Sound und Grafik in Windows-Dokumenten / Workshop - Word für Windows: Vereinszeitung gestalten / Workshop-PC-Tools Teil 1: Daten restaurieren / Workshop Works: Rechnungen schreiben / Know-how - MS-DOS; Alles Wichtige über FORMAT, UNFORMAT und MIRROR [...]« (Computer live, August 1992). Diesen US-amerikanischen Sprachstil nutzen auch andere: Die japanische Computerspiele-Firma Nintendo z.B. führt im Inhaltsverzeichnis ihrer Zeitschrift »Club Nintendo«, die sich an Kinder und Jugendliche des deutschen Marktes richtet, u.a. auf: »Specials. Super Nintendo Entertainment System / Startropics (NES) / Metroid II (Gameboy).

Super Nintendo Entertainment System – Spiele. Super Mario World / Kurzvorstellungen: Super R-Type, Zelda III, Super Tennis, F-Zero und Super Soccer. NES-Spiele. The Adventure Of Link (Zelda II) / Mega Man 3 [...]« (Juni 1992). Gegenläufig ist aber für bestimmte Produkte inzwischen eine gewisse Tendenz zur stärkeren Eindeutschung festzustellen.

8 Der Teilwortschatz im Zusammenhang mit der "Künstlichen Intelligenz« etwa weist auf beide Richtungen hin, auf die anthropogene Metaphorik ("eine intelligente Maschine") und auf die technogene Metaphorik (Modellierung menschlicher Intelligenz durch künstliche Intelligenz). In diesem Zusammenhang der metaphorischen "Vernetzung«, um im Jargon zu bleiben, sind auch die oben schon erwähnten technologiebegleitenden Denklinien zu sehen, in denen die menschliche Identität in Abgrenzung zum Computer und zum Roboter thematisiert wird. Die Meinungen gehen hier, wie überhaupt in der sogenannten Technikfolgenabschätzung der neueren Technologien, weit auseinander.

9 J. Leupold (1727): Theatrum Arithmetico-Geometrium, Das ist: Schau=Platz der Rechen= und Meß=Kunst [...]. Leipzig; J.P. Bischoff (1804): Versuch einer Geschichte der Rechenmaschine. Ansbach 1804, herausgegeben von Stephan Weiß. München; E. Martin (1925): Die Rechenmaschine und ihre Entwicklungsgeschichte. 1. Bd. [Pappenheim]. [Reprint Leopoldshöhe]

10 Ch. E. Steinbach (1734): Vollständiges Deutsches Wörter-Buch. Breslau. [Nachdruck Hildesheim, New York 1973]; J. L. Frisch (1741): Teutsch-Lateinisches Wörterbuch. Berlin. [Nachdruck Hildesheim, New York 1977]; J. Ch. Adelung (1793–1801): Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart. 2. Ausgabe. Leipzig. [2. Nachdruck Hildesheim [etc.] 1990]

 J.H. Zedler (1732–1754): Grosses vollständiges Universal-Lexicon. Leipzig und Halle. [Nachdruck Graz 1961–1964]

Der Autor ist Professor für Germanistik an der Universität Münster.

## Leserforum

## FRANKREICHS SPRACHGESETZGEBUNG

Dem Artikel von Christa Falter in SPRACHREPORT 4/91 kann man entnehmen, daß die sprachplanerische Gesetzgebung in Frankreich vor allem zweierlei Ziele hat und zwar:

- die Sprachhomogenität des Landes zu schützen bzw. zu pflegen, indem der öffentliche Gebrauch von Fremdsprachen reglementiert und unter Umständen sogar verboten wird:
- die französische Sprache selbst gegen externe Einflüsse zu schützen, durch eine Terminologie-Politik, die in den öffentlichen Bereichen und in vom Staat abhängigen Organisationen den Gebrauch bestimmter (fremdsprachiger) Termini untersagt bzw. die Verwendung anderer Termini verbindlich macht.

Sowohl auf dem Gebiet der Statusplanung (Maßnahme 1) als auch auf dem Gebiet der Korpusplanung (Maßnahme 2) geht es um äußerst seltsame Eingriffe, zumal hier von einer bedrohten Sprache überhaupt nicht die Rede sein kann. Nicht nur ist Französisch die einzige offizielle Sprache Frankreichs und keine andere Sprache kann (auch nur Teile der) Funktionen der Nationalsprache übernehmen, es gibt darüber hinaus auch keinerlei Grund zu fürchten, daß durch den Kontakt mit einer anderen Sprache strukturelle Veränderungen auftreten könnten. Nicht einmal in dem von der Gesetzgebung vor allem bedachten Bereich des Lexikons sind einschneidende Änderungen festgestellt worden, bzw. in absehbarer Zukunft zu befürchten.

Bemerkenswert ist, daß Frankreich hier in seiner Sprachpolitik sogar weiter geht als Québec, ein französischsprachiges Gebiet, das tatsächlich als sprachlich bedroht gelten kann. Ich will aber hier nicht näher auf diese Problematik eingehen, sondern nur zwei Teilaspekte erläutern, von denen im Artikel von Christina Falter nicht die Rede war. Obwohl Französisch, wie

gesagt, die einzige Nationalsprache Frankreichs ist, haben wir es in Wirklichkeit nicht mit einem sprachhomogenen Land zu tun: In Frankreich werden nicht nur andere Sprachen gesprochen, sondern einige davon sind auch als Minoritätensprachen offiziell anerkannt. Der zweite Aspekt hat mit der Tatsache zu tun, daß Französisch nicht nur in Frankreich die oder eine der Nationalsprachen ist, sondern eben auch in anderen Ländern. In beiden Fällen, das heißt sowohl »zentralistisch« als auch »peripher«, geht es darum, welche Auswirkungen eine Gesetzgebung, wie sie Falter beschreibt, hat.

1. Daß es in Frankreich eine Vielfalt von Sprachen und Kulturen gibt, ist zwar allgemein bekannt (Vermès 1989), wurde aber bis vor kurzem offiziell kaum anerkannt. Den verschiedenen nicht-französischen Regionalsprachen meistens herablassend »dialectes« genannt - wurden keinerlei Rechte gewährt, und es wurde auch ein Unterschied gemacht zwischen Sprachen, die nur auf französischem Boden verwendet werden (z.B. Bretonisch, Okzitanisch), und Sprachen, die durch die Staatsgrenze vom benachbarten Gebiet gleicher Sprache abgeschnitten sind, wie etwa Baskisch, Katalanisch, Niederländisch und Deutsch.

Erst in jüngster Zeit wurde die sprachliche Heterogenität auch offiziell zur Kenntnis genommen und bestimmten »Minoritätensprachen« einige Rechte eingeräumt (»Loi Le Pensec«; Philipps 1980). Das wichtigste Gesetz in dieser Hinsicht ist zweifellos das sogenannte »Loi Deixonne« (Vermès 1989), durch das erstmals offiziell anerkannt wurde, daß es in Frankreich neben der »Nationalsprache« noch andere Sprachen gibt, und das eben diesen Sprachen gewisse Rechte einräumt, z.B. den Schulunterricht und die öffentliche Verwendung betreffend. So wurde etwa allmählich, nach langem Zögern, offiziell akzeptiert, daß

die Dialekte des Elsaß eine gesprochene Varietät der deutschen Hochsprache sind und das Hochdeutsche somit, im Sinne des »Loi Deixonne«, eine offizielle Regionalsprache Frankreichs ist. In den Worten des Rektors der Straßburger »Académie« heißt das so: »II n'existe en effet qu'une seule définition scientifiquement correcte de la langue régionale en Alsace, ce sont les dialectes alsaciens dont l'expression écrite est l'allemand. L'allemand est donc une des langues régionales de la France« (Land un Sproch 20, n° 95, S. 5).

Die Frage ist natürlich, wie die Bestimmungen des »Loi Deixonne« mit der von Falter beschriebenen Sprachgesetzgebung in Einklang gebracht werden können, wonach z.B. »Bezeichnungen, Angebote, gesprochene und geschriebene Werbung, Gebrauchsanweisungen von Gütern und Dienstleistungen sowie entsprechende Verträge, Rechnungen, Quittungen, Arbeitsverträge und Beschriftungen an öffentlichen Stellen« (Falter 1991, S. 2) in französischer Sprache abzufassen sind. Daß diese Texte »durch Übersetzungen in eine oder mehrere Sprachen ergänzt« werden dürfen, kann natürlich für den Gebrauch der »offiziellen Regionalsprachen« eine Lösung bieten. Aber was soll man von einer Bestimmung halten, die vorsieht, daß »alle Sendungen in Rundfunk und Fernsehen, einschließlich der Programmhinweise« (Falter 1991, S. 2) französischsprachig sein müssen? Hier allerdings ist es so, daß es den Fürsprechern der Minderheitensprachen trotzdem gelungen ist, karge Sendezeit im dritten Programm des Französischen Rundfunks und Fernsehens (»FR3«) zu erringen.

Es ist allerdings klar, daß eine Gesetzgebung, wie die von Falter beschriebene – von den eigentlichen sprachplanerischen Maßnahmen abgesehen – ein weiteres Beispiel des französischen Zentralismus darstellt, der die sprachliche und kulturelle Vielfalt und Verschiedenheit Frankreichs nicht berücksichtigen will.

2. Die Monopolansprüche im innerfranzösischen Bereich, die der obengenannten Sprachgesetzgebung zugrundeliegen, sind auch im externen Bereich deutlich erkennbar. Frankreich ist stolz darauf, daß es in der Welt viele andere Länder gibt, in denen Französisch gesprochen wird und/oder Französisch eine der Nationalsprachen ist, und Frankreich unterstützt diese »Francophonie« außerhalb Frankreichs mit vielen politischen und vor allem finanziellen Mitteln. Zugleich aber betrachtet die französische Republik sich als »natürlichen Führer« dieses weltweiten Französischtums. Andererseits, und das ist einigermaßen paradox, wird auch in diesem externen Bereich die französische Politik völlig vom Zentralismus beherrscht, indem die sprachliche Verschiedenheit der obengenannten Peripherie fast grundsätzlich ignoriert wird. Obwohl es sprachliche und kulturelle Abkommen mit vielen der französischsprachigen Länder oder Landteile gibt (vgl. z.B. Bulletin du Conseil de la langue francaise Nr. 3, 1991, S. 3, wo die Abkommen mit Québec und der Wallonie erwähnt werden), benimmt sich Frankreich weiterhin, als ob die französische Sprache allein zu Frankreich gehört, und auch die von Falter beschriebene Sprachgesetzgebung wird von diesen Alleinvertretungsansprüchen bestimmt. Nicht nur sind die Listen der »expressions et termes nouveaux approuvés« und der Termini »dont l'emploi est suggéré par les commissions de terminologie« ausschließlich in Frankreich gültig (was natürlich einleuchtet), sondern sie wurden auch ausschließlich von Franzosen verfaßt (was weniger einleuchtet). Ob die Einwohner von Québec, der romanischen Schweiz oder der Wallonie auch animateur für disc jockey und surjeu für play back (Falter 1991, S. 2) verwenden wollen oder vielleicht auch nicht, wird in Frankreich offenbar nicht in Erwägung gezogen.

Die französischsprachigen Kanadier z.B. beklagen sich sehr über den französischen »Elitarismus« (Bibeau 1983). Nicht nur bedauern sie, wie auch die Wallonen und die romanischen Schweizer, daß ihren Varietäten im allgemeinen Wortschatz kaum Rechnung getragen wird (Bister/Willemyns 1987). auch und vor allem im Bereich der Fremd- und Lehnwörter fühlen sie sich manchmal benachteiligt bzw. übergangen (vgl. u.a. Doppagne 1981 und Schüle 1981). Zu Recht weist man z.B. in Québec darauf hin, daß man da nicht nur viel mehr, sondern vor allem auch viel früher mit der neuen englischen Terminologie konfrontiert wird. 14 Folglich wird in Québec eine sehr umfassende, korpusplanerische Terminologiearbeit geleistet, und manche französischen Alternativen für englische Termini werden dort vorgeschlagen. oft noch bevor diese englischen Ausdrücke auch in Europa (und Frankreich) bekannt werden und ihre Siegesrunde beginnen können. Die Kanadier sind deshalb oft ärgerlich darüber, daß die Franzosen die Purismen aus Québec häufig völlig unbeachtet lassen (z.B. entrevue und magasinage für interview und shopping), bei der Wahl ihrer eigenen Purismen keine Rücksicht auf die Entwicklung in den anderen »frankophonen« Ländern nehmen und so z.B. industrie du spectacle für show business ansetzen (Falter 1991,

#### Literaturhinweise

Bibeau, G (1983): La normalisation terminologique et le néopurisme au Québec. Québec français, Märznummer, S. 14-17.

Bister, H./Willemyns, R. (1987): Perifere woordenschat in woordenboeken van het Duitse, Franse en Nederlandse taalgebied. De nieuwe Taalgids 81, S. 417-429.

Doppagne, A (1981): Le français régional de Belgique. Actes du colloque »Les français régionaux«. Québec: Documentation du Conseil de la langue française, Nr. 9, S. 169-180.

Philipps, E. (1980): Schicksal Elsaß, Krise einer Kultur und einer Sprache. Karlsruhe. Schüle, E. (1981): Le français régional de Suisse. Actes du colloque »Les français régionaux«. Québec: Documentation du Conseil de la langue française, Nr. 9, S. 181-194.

Vermès, G. (1989) (Hrsg.): Vingt-cinq communautés linguistiques de la France. Paris.

> Helga Bister-Broosen, Chapel Hill (USA)

## Sprachglosse

## Stilrätsel

von Theo Stemmler

Das Rätsel ist eine der unterhaltsamsten Textsorten: Es verbindet den Autor aufs engste mit seinen Lesern oder Hörern. ja es zwingt die Gefragten, mit dem Fragenden in rätsellösenden Kontakt zu treten.

Dieses Gesellschaftsspiel folgt einfachen Regeln: Das Verrätselte wird umschrieben und soll von den Ratenden benannt werden. Die Kunst des Rätselmachens besteht darin, den zur Lösung Aufgerufenen in die Irre zu führen und ihn dort sprach- und ratlos zurückzulassen.

Gelegentlich trifft man auf Texte, die gegen die Absicht ihrer Urheber alle Merkmale eines Rätsels aufweisen. Daß ihr Unterhaltungswert keineswegs geringer ist als jener der beabsichtigten Rätsel, möge der folgende Text zeigen. der nicht selbständig für sich steht, sondern in einen größeren integriert ist.

Wie das Rätsel der Sphinx in eine Tragödie des Euripides, so ist unser Beispiel in einen wissenschaftlichen Prosatext eingebettet. Es lautet:

»Die im Spracherzeugungsprozeß durchgeführte Wahl der sprachlichen Mittel manifestiert sich in der Äußerung, die das Produkt dieses Prozesses bildet, als Stil.«

Auch der durch langen Umgang mit dunklen wissenschaftlichen Texten geschulte Leser steht hier vor einem Rätsel. Ihn bringt auch mehrmaliges Lesen nicht der Lösung näher. Da hilft nur sprachliches Handeln.

Vor dessen Erfolg haben die Götter die schweißtreibende Analyse gesetzt. Das Ergebnis ist eindeutig: Der Satz ist in ausgeprägtem Nominalstil verfaßt und wirkt auf den Leser wie ein Konzentrat, das unverdünnt nicht genießbar ist. Der wissenschaftlich vorgehende Rätsellöser tut nun das einzig Richtige: Er verdünnt die hochkonzentrierte Syntax und überführt sie in die flüssige Konsistenz des Verbalstils. Er zerlegt den monströsen »Spracherzeugungsprozeß«, löst die Nominalphrase auf und erhält zunächst einmal:

»Die Wahl der sprachlichen Mittel, die im Prozeß der Spracherzeugung durchgeführt worden ist, manifestiert sich in der Äußerung, die das Produkt dieses Prozesses bildet. als Stil.«

Auch der so veränderte Text bleibt dem Ratenden unverständlich. In dieser Not fällt sein Blick auf das Ende des Satzes, wo der »Stil« als syntaktischer Wurmfortsatz vor sich hinkümmert durch den vorhergehenden Relativsatz vom Satzganzen abgeschnürt.

Erzürnt ob der ungerechten Behandlung des wichtigsten Wortes in diesem Satz, streicht der wackere Rätselfreund den überflüssigen Relativsatz, entfernt 14 unnötige Wörter, verändert die Wortfolge - und findet so die Lösung. Sie lautet:

»Stil ist das Produkt eines sprachlichen Auswahlprozesses.«

Der Autor ist Professor für Anglistik an der Universität Mannheim.

## Buchpreise gewonnen

Die Gewinner der vom Gunter Narr Verlag zu unserem Kreuzworträtsel in Heft 1/92 gestifteten Buchpreise sind inzwischen ausgelost. Der 1. Preis ging an Svenja Sachweh aus Freiburg, der 2. Preis an Annemie Hoffmann aus Lambrecht, Herzlichen Glückwunsch! Das Lösungswort lautete: BESSERWESSI.

## Warum so oberlehrerinnenmäßig, Frau Reuschel?

Zum Beitrag von Gudrun Reuschel im SPRACHREPORT 4/91, S. 9, entgegnet Svenja Sachweh:

Es ist wieder einmal so weit: das gepflegte Deutsch ist von empörender Unmäßigkeit bedroht. Unmäßig viel -mäßig, so bringt die besorgte Autorin die Sachlage auf den Punkt. Allein, um welchen Stil, um welche Sprache geht es ihr?

Meines Erachtens ist das modische Derivationssuffix -mäßig ein Phänomen gruppen- und situationsspezifischer gesprochener Sprache. Gesprächsmäßig erscheint -mäßig in erster Linie in informellen, »lockeren« Situationen und unter meist jugendlichen SprecherInnen, die sich der Modemäßigkeit dieser Ausdrucksweise mäßig bis absolut bewußt sind. Der Gebrauch des geschmähten Suffix -mäßig ist ein elementarer Ausdruck des menschlichen Spieltriebes gerade und besonders in Kreisen, in denen Sprachspiele und Wortwitz sich großer Beliebtheit erfreuen. Ganz anders liegt der Fall hingegen in der bemüht hochsprachenahen und zumeist an der Literaturfähigkeit orientierten Schriftsprache derselben Personen! Außer in diesem apologiemäßigen Leserbrief dürfte Frau Reuschel das leidige Suffix, gemessen an meiner bescheidenen Erfahrung, in geschriebener Form nur mäßig oft unterkommen.

Wie heißt es doch so schön? De gustibus non est disputandum... Zu fragen wäre allerdings, ob uns Toleranz und Freude angesichts sprachlichkreativer Modeerscheinungen (so inflationär sie uns zuweilen auch erscheinen mögen) nicht besser zu Gesicht stünden als die von Frau Reuschel (vielleicht polemisch gemeinte?) demonstrierte stilpuristische Vorschreibementalität.

P.S.: Die Autorin dieser Replik findet es »voll gut«, daß sich die jugendsprachliche Verwendung von »voll« auch im geschriebenen Deutsch der Frau Reuschel findet (»voll im Trend«); schließlich beweist sie damit, wie unmerklich und anstandslos Gesprochensprachliches salonfähig wird. Oder sollte das der Autorin entgangen sein?

## TAG DER OFFENEN TÜR IM IDS

Einweihungsfeier – Präsentationen – Kommunikation







W DE G

## Walter de Gruyter Berlin · New York

## Sprache im Umbruch

Politischer Sprachwandel im Zeichen von "Wende" und "Vereinigung"

Herausgegeben von Armin Burkhardt und K. Peter Fritzsche

Groß-Oktav. XXI, 314 Seiten, 1 Abbildung. 1992. Ganzleinen DM 148,-ISBN 3 11 013613 9 (Sprache, Politik, Öffentlichkeit Band 1)

Sprach- und politikwissenschaftliche Untersuchungen zur politischen Sprache in der DDR vor und nach der "Wende". Sprachanalysen im Kontext der deutschen Vereinigung und der ersten gesamtdeutschen Wahlen von 1990.

Aus dem Inhalt: Politische Kultur in der DDR - "Macht des Wortes" - "Wir sind das Volk" - Sprechchöre bei der "Montags-Demo" in Leipzig - Christa Wolfs Streit mit dem "großen Bruder" - Sprache des Umbruchs und ihre Übersetzung - Sprache der Volkskammer - Schulbücher in der DDR - "Haus Europa" - Die Deutschen und das Deutsche - Gesamtdeutsche Bundestagswahlen - Sprache der Vereinigung Preisänderung vorbehalten

## SPRACHE HAT UNS WAS ZU SAGEN!

Deshalb





P 20157 F

Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

## Reden Sie mit! Per Abonnement:

SPRACHREPORT erscheint vierteljährlich. Ein Jahresabonnement kostet 16,- DM einschließlich Porto.

Ich abonniere die Zeitschrift SPRACHREPORT ab Heft \_\_\_\_\_/93. Dieses Abonnement kann ich frühestens nach Ablauf eines Jahres kündigen. Es verlängert sich automatisch um ein Jahr, wenn ich die Kündigung nicht 2 Monate vor Ablauf des Abonnements schriftlich mitteile.

Vor- und Zuname:

Adresse:

Datum:

1. Unterschrift:

Die Rechnung wird an die oben genannte Adresse zugestellt. Ich kann dieses Abonnement eine Woche nach Erhalt des ersten Heftes schriftlich widerrufen. Ich bestätige durch meine 2. Unterschrift, daß ich mein Widerrufsrecht zur Kenntnis genommen habe.

Datum:

2. Unterschrift:

An: Institut für deutsche Sprache, - Sprachreport -, Postfach 101621, 6800 Mannheim 1